

NEUE LITERATUR

Wihoda, Martin: Morava v době knížecí 906-1197 [Mähren zur Zeit des Herzogtums 906-1197].

Lidové noviny, Praha 2010, 467 S., 68 Abb., genealogische Tabellen, Bischofsverzeichnis, Herrscherverzeichnis (Česká historie 21), ISBN 978-80-7106-563-0.

Die aktuelle Monografie des Mediävisten Martin Wihoda fasst die neuesten Forschungen zusammen, die das Historische Institut der Universität Brunn, an dem die Geschichte Mährens traditionell gepflegt wird, in den letzten Jahren vorgelegt hat. Die erste Frage, die bereits im Titel des Buches auftaucht, betrifft das neuartige Konzept der Publikation: Hier ist nicht mehr von mährischer Landesgeschichte oder Heimatkunde die Rede, wie es bei der älteren (ebenfalls aus der Brünner historischen Werkstatt stammenden) Synthese „Středověká Morava“ (Mittelalterliches Mähren) von Josef Válka der Fall war.¹ Vielmehr stellt man sich in eine Reihe mit der modernen Geschichtsschreibung der přemyslidischen Mediävistik, für die am deutlichsten „Čechy v době knížecí“ aus der Feder Josef Žemličkas steht.²

Den Zeitraum vom 10. bis zum Ende des 12. Jahrhunderts, in dem der Autor seine Geschichte ansiedelt, haben die böhmische und tschechische Geschichtsschreibung sowie die mährische Landeskunde einerseits als „dunkle Epoche“ nach dem Untergang des alten Mähren (früher und mitunter auch heute noch als das „Großmährische Reich“ bezeichnet) beschrieben, andererseits zum Vorfeld für die großen Ereignisse des 13. Jahrhunderts erklärt, die zur Entstehung der mährischen Markgrafschaft und der selbstbewussten Ständegemeinschaft des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit führten. In dieser widersprüchlichen Einschätzung liegt die ganze Problematik der Epoche. Sie spiegelt die komplizierte Stellung Mährens in der frühesten Verfassungsgeschichte des böhmischen Herzogtums wider, die in enger Wechselwirkung mit der přemyslidischen Thronfolge im 11. und 12. Jahrhundert stand. Auch aus diesem Blickwinkel ist die Wahl des Buchtitels bedeutsam: Unter dem Begriff „Zeit des Herzogtums“ (doba knížecí), in der älteren Fachliteratur häufig als „Epoche des Teilfürstentums“ (doba údělná) bezeichnet – es handelt sich de facto um ein Konstrukt des Aufklärers Josef Jungmann, das in der tschechisch geschriebenen Fachliteratur tradiert wird – versteht man eine bestimmte Organisation der Herrschaft und des Landes. Dieses wurde in drei Teile aufgeteilt – den Olmützer, den Brünner und den Znaimer Teil –, die laut Senioratgesetz die Thronfolge bestimmen sollten.

In Wihodas Darstellung treten die mährischen Herzogtümer als Handlungsspielräume der přemyslidischen Herzöge im Kampf um den Prager Herzogsitz auf. Sie werden als gleichwertige Partner der Prager Verwandten dargestellt, in Abgrenzung

¹ Válka, Josef: Středověká Morava. Dějiny Moravy 1 [Das mittelalterliche Mähren. Geschichte Mährens 1]. Brno 1991.

² Žemlička, Josef: Čechy v době knížecí 1034-1198. Česká historie 2 [Böhmen zur Zeit des Herzogtums 1034-1198. Tschechische Geschichte 2]. 2. Aufl., Praha 2007.

zum Begriff Teilfürstentümer, der die Vorstellung einer sekundären, neben der wichtigeren Moldau-Tiefebene existierenden Provinz beinhaltet. Daraus zieht Wihoda weitreichende Konsequenzen, was die Entstehung der přemyslidischen mährischen Herzogtümer sowie deren Verwandlung in eine Markgrafschaft nach den entscheidenden Jahren 1182 und 1197 betrifft. Die variable Konzeption dieses Prozesses stellt er übersichtlich anhand zahlreicher Beispiele der Geschichtsschreibung von mittelalterlichen Chroniken und der Annalistik bis zu aktuellen Monografien, Sammelbänden und Lexika vor. Dabei geht er teilweise bis zu terminologischen Grundfragen, etwa wenn er über die Verwendung der Begriffe „Staat“ und „Staatlichkeit“ nachdenkt, die auch heute in der tschechischen Mediävistik oft benutzt werden,³ oder indem er das theoretische Model des „mitteleuropäischen Staates“ oder des neueren Begriffs „cyclical chiefdoms“ (S. 111) diskutiert und den Dialog mit der Archäologie sucht. Sein Wissen auf diesem Gebiet und sein Informationsstand über laufende Ausgrabungen an diversen mährischen Orten sind bemerkenswert und tragen dazu bei, dass das Bild des Raumes plastische Konturen gewinnt.

Wihoda lehnt die „Staats“- Terminologie nicht per se ab, er lässt die Frage in diesem Kontext weitgehend offen, weist aber zugleich auf die andere vereinheitlichende Struktur hin, die das Land, dessen Status und inneren Aufbau formte – die Kirche. So bringt er im fünften Abschnitt: „Das Leben und die Epoche des Olmützer Bischofs Jindřich Zdík 1126-1150“ neue Erkenntnisse über das Olmützer Skriptorium. Der siebte Abschnitt hätte es wohl verdient gehabt, ein separates Kapitel zu Kirche und Kultur zu bilden. Eine wichtige Rolle spielte die ganze Zeit über das im Jahr 1063 erneuerte Olmützer Bistum mit seinen engen Beziehungen zum Herzog in Prag und seinem politischen Einfluss nicht nur auf lokale Verhältnisse.

Wihoda übernimmt also die traditionelle Periodisierung, nach der die Ära Zdíks eine Umbruchzeit repräsentierte, die die Anfänge der Herzogsherrschaft, konkret die ersten zwei Generationen der in Mähren angesiedelten Přemysliden – Břetislavs Söhne und Enkel – von ihren jüngeren Nachfolgern in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhundert trennt, in der eine besonders komplizierte Situation in der Thronfolge entstand. Das ausgehende 12. Jahrhundert war von zahlreichen Machtkämpfen geprägt, in denen die Brüner, Olmützer oder Znaimer Přemysliden eine Schlüsselrolle spielten (S. 209 f.). Den allmählichen Untergang des Systems des Herzogtums in Mähren brachten die Ereignisse der Jahre 1178 und 1182 mit sich, als der Regensburger Hoftag über die neue Gestaltung Böhmens entschied. Der aus diesen Verhandlungen hervorgegangene Titel Markgraf (*marchio*) beendete die Thronfolgekrise und eine ganze Epoche. Die letzten in der Krise noch funktionierenden Bindungen sieht Wihoda in Treueeiden, deren Wichtigkeit parallel zum Untergang des Seniorats zunahm. In der Darlegung der weiteren Ereignisse wiederholen sich die Begriffe Eid, Treue, Versöhnung, die die gesellschaftliche Ordnung in der gesamten přemyslidischen Domäne stabilisierten. Gegen Ende überschreitet der Autor unauffällig den festgesetzten Zeithorizont mit einem Kommentar zu Markgraf Wladislaus Heinrich (Markgrafenwürde 1192-1193 und 1197-1222) sowie zur Theorie des

³ Vgl. Sommer, Petr / Třeštk, Dušan / Žemlička, Josef (Hgg.): Přemyslovci. Budování českého státu [Die Přemysliden. Der Aufbau des böhmischen Staates]. Praha 2009.

zweifachen Mährens. Dies tut er jedoch nicht ohne Sinn, denn die Persönlichkeit Wladislaus Heinrichs schließt den Vereinigungsprozess Mährens logisch ab:

Nach der unübersichtlichen ersten Dekade des 13. Jahrhunderts vereinigte Wladislaus Heinrich alle Provinzen, und trotz des Erhalts der Selbstständigkeit der Verwaltungsstruktur, einschließlich zweier Landeszentren in Znaim und Olmütz, gelang es ihm in den Jahren 1212 und 1222, Mährens Landeswertigkeit im Bund mit přemyslidischen Besitzungen zu verschieben. (S. 241)

Mit dem Leitmotiv der Einheit des Landes, die trotz der Absenz eines Verwaltungszentrums bestand, werden in diesem Buch die Entwicklungsetappe des 10. und der Untergang am Ende des 12. Jahrhunderts geschickt zusammengeführt. Die Antwort auf die Frage, was Mähren eigentlich im 10., 11. oder 12. Jahrhundert war und welcher Prozess zur Entstehung des Ständewesens führte, lässt der Autor aber offen. Wie der Exkurs am Schluss anschaulich demonstriert, gilt das Interesse der Forschung nach wie vor der Frage, wie man sich das mittelalterliche Mähren in der Gegenwart vorzustellen hat: das Olmützer Skriptorium, die Rotunde in Znaim und der ewige Streit um Altbrunn oder Petrov?

Am Schluss noch einige Bemerkungen zu Stil und Struktur: Die Sachgliederung des Textes erscheint aufgrund der thematischen Verschiebungen stellenweise problematisch. Das Buch ist jedoch gut lesbar, mit zum Teil schon literarischen Elementen, die in der tschechischen Fachliteratur nicht üblich sind. Doch schaden sie dem Text keineswegs. Vielmehr steht zu hoffen, dass sie dem Buch den Weg zu Lesern auch außerhalb des engen Kreises der Geschichts- und Geisteswissenschaften ebnen werden.

Wien

Anna Jagošová

Mouralová, Blanka (Hg.): Die Prager Universität Karls IV. Von der europäischen Gründung bis zur nationalen Spaltung.

Deutsches Kulturforum östliches Europa, Potsdam 2010, 254 S., zahlr. Abb. (Potsdamer Bibliothek Östliches Europa Geschichte), ISBN 978-3-936168-37-2.

Der zu einem günstigen Preis angebotene Band versammelt acht Beiträge einer von der Herausgeberin in ihrer Funktion als Direktorin des Tschechischen Zentrums in Berlin initiierten Ringvorlesung von 2006 und ist dem Andenken des Altmeisters der Ostmitteleuropaforschung Hans Lemberg (1933-2009) gewidmet. Die von Fachleuten aus Tschechien und Deutschland verfassten Texte wenden sich explizit an ein breites Publikum, dem die Geschichte der Prager Universität(en) abseits von den bis in die 1980er Jahre auch in wissenschaftlichen Publikationen noch häufig vorkommenden nationalistischen und politischen Verzerrungen vorgestellt werden soll. Darauf verweist bereits im Titel die (nicht ganz unproblematische) Wendung von der Universität als „europäische Gründung“. Der Zielrichtung entsprechend wurde auf einen wissenschaftlichen Apparat verzichtet.

Zwei Vorworte (von der Herausgeberin Mouralová und von der Reihenherausgeberin Doris Lemmermeier, Direktorin des Deutschen Kulturforums östliches Europa) leiten die Beiträge ein. Diese decken die Universitätsgeschichte bis 1945 ab, wobei jedoch in den einzelnen Beiträgen bestimmte Themen oder Zeit-

spannen bearbeitet wurden, ohne dass nach einem einheitlichen Raster verfahren wurde, und die Universitätsgeschichte somit aus divergierenden Blickrichtungen betrachtet wird bzw. nur Einzelaspekte diskutiert werden. Christian Krötzl schreibt über „Prag als europäische Universität: von der Gründung durch Karl IV. bis 1409“, Michal Svatoš über „Das Kuttenberger Dekret und das Wirken von Magister Jan Hus an der Prager Universität“. Der Beitrag von Jiří Pešek gilt „Utraquisten und Jesuiten“, der von Ivana Čornejová behandelt: „Die Vereinigung durch Ferdinand III. und die Reformen im 18. und 19. Jahrhundert“. Georg Gimpl nimmt „Stichproben zur Mentalitätsgeschichte des Philosophischen Seminars in Prag“ vor und Hans Lemberg untersucht „Die tschechische Universität in Konkurrenz zur deutschen Universität“. Tomáš Glanc berichtet über den Prager Linguistischen Zirkel und Alena Mišková untersucht das deutsch-tschechische Verhältnis in den 1930er und 1940er Jahren. Es folgen eine „Zeittafel zur Geschichte der Prager Universität“ und Verzeichnisse ausgewählter Literatur, der Personen und der Abbildungen.

Von Interesse ist an dieser Stelle, ob die Beiträge zu bis vor einiger Zeit umstrittenen Punkten der Universitätsgeschichte dem Forschungsstand entsprechen. Als Beispiele können die Universitätsgründung, die Hussitenzeit oder die Spanne von 1918 bis 1945 betrachtet werden. Versäumnisse sind bei der frühen Universitätsgeschichte auszumachen: Eine „europäische Blütezeit“ der Universität begann sicher nicht bereits mit deren Gründung 1347/48, wie auf S. 15 von Christian Krötzl postuliert, da in der Forschung die langsame Aufbauphase von fast 20 Jahren erkannt wurde. Und dass Karl IV. am 7. April 1348 „als böhmischer König ein Privilegium“ über die Universitätsgründung ausgestellt habe (S. 23), entspricht allenfalls einer alten nationalistischen tschechischen Forschungsmeinung. Die heute gängige und zutreffende Ansicht, dass die Urkundenausstellung von Karl IV. in seinen Würden als römisch-deutscher König und als König von Böhmen vollzogen wurde, findet sich im Beitrag Hans Lembergs (S. 173 f.). Bei der Ausstellung des „Eisenacher Diploms“ 1349 war Karl schließlich nicht „römischer König bzw. Kaiser“ (S. 23), sondern trug die gleichen Königswürden wie 1348. Zudem hat Karl IV. Papst Klemens VI. nicht um „Erlaubnis“ gebeten, die Universitätsgründung „beschließen“ zu dürfen (S. 23), sondern er bat den Papst um dessen Mitwirkung beim Gründungsvorgang. Auch der Begriff „Reichsuniversitäten“ (S. 34) für sich im römisch-deutschen Reich befindende Universitäten sollte vermieden werden. Das könnten nun Kleinigkeiten sein, die ein Rezensent mit Gleichmut übergehen könnte, wegen der Brisanz aber, mit der im 19. und 20. Jahrhundert aus nationalpolitischen Positionen heraus um die Interpretation der Universitätsgründung gestritten wurde, dürfen sie bemängelt werden, da dem breiten Publikum ein dem Forschungsstand entsprechendes Bild leider vorenthalten wird. Schön werden in Krötzls Beitrag die „europäische Bedeutung“ (S. 35) und der große Einzugsbereich der „europäischen Universität“ Prag bis an den Beginn des 15. Jahrhunderts aufgezeigt. Man sollte bei aller Würdigung des europäischen (und damit übernationalen) Aspekts aber auch kurz bedenken, dass die Universität zuvorderst der lateinischen Christenheit offen stehen sollte, ungeachtet dessen, wie sich diese mit Europa überschneidet oder nicht.

Michal Svatoš umreißt überzeugend die Vorgänge und Verhältnisse, die im Januar 1409 zum „Kuttenberger Dekret“ geführt haben, das endlich gemäß der Urkunden-

lehre „Kuttenberger Mandat“ genannt werden sollte. Da der Beitrag bei der Zeit um 1416/17 endet und der nachfolgende von Jiří Pešek im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts einsetzt, wird der Leser über die Entwicklung an der Universität für mehr als ein Jahrhundert nicht informiert. Auch wenn der Universitätsbetrieb in dieser Zeit nur in geringem Maß, zeitweise gar nicht, fortgeführt wurde, wäre das Schicksal der „hussitischen“ Universität wenigstens eine Skizze wert gewesen. Bei der Beschreibung der dem Mandat von 1409 vorangehenden Konflikte wäre es zu begrüßen, sich von manchen eingebürgerten Qualifizierungen zu lösen, mögen diese auch den (parteiischen!) Quellen entstammen. Bedenkt man, welche Gebiete des damals großen regnum Bohemiae von nichttschechischer Bevölkerung bewohnt wurden, und bedenkt man dazu die universale Ausrichtung der Universität, so darf gefragt werden, inwieweit Wendungen wie „ausländische Magister“, „fremde Universitätsnationen“, „Verhältnis zwischen den Einheimischen und Ausländern“ oder „einheimische böhmische Universitätsnation“ (S. 56, 59 f.) dem Historiker helfen, eine Problemlage adäquat darzustellen. Die Wertung schließlich, dass das Mandat von 1409 „vor allem durch die Schaffung eines neuen Hochschultyps, der in jeder Hinsicht dem Landesherrn unterstellt war“, die „weitere Universitätsentwicklung in Mitteleuropa“ beeinflusste, hängt etwas in der Luft, da nicht gesagt wird, wer nach 1409 der Träger der Prager Universität war.

Die Beiträge von Hans Lemberg und Alena Míšková behandeln die Epoche der geteilten Universität(en) von 1882 bis 1939 und der „Deutschen Karls-Universität“ bis 1945. Beide Autoren stützen sich auf von ihnen besorgte größere Arbeiten zum Thema, was sich in ihren sachlichen und souveränen, ohne Schuldzuweisungen auskommenden Darstellungen niederschlägt.¹ Dass gerade in diesen Beiträgen, in denen nationale, das heißt vor allem tschechisch-deutsche Auseinandersetzungen eine gewichtige Rolle spielen, prinzipiell der nach 1989 erreichte Forschungsstand dargeboten wird, ist sehr zu begrüßen. Kleine Meinungsverschiedenheiten zwischen Lemberg und Míšková sind nicht gravierend, sondern machen neugierig auf das Thema: So würdigt Lemberg den „deutschen Kirchenhistoriker Eduard Winter“ wegen dessen Kontakten zu tschechischen Wissenschaftlern und als „hervorragenden Vertreter der Osteuropäischen Geschichte“ (S. 183), während Míšková ihn als „überzeugten Nationalsozialisten“ und wie folgt beschreibt:

Ein Extremfall war der Historiker Eduard Winter, ein anerkannter Spezialist, dessen Charakter aber offensichtlich Widersprüche aufwies. [...] Seine schwindelerregend schnellen Kehrtwendungen von christlicher Moralität zu aktivem Nationalsozialismus und schließlich zum Kommunismus stellten jedoch [innerhalb der Prager deutschen Professorenschaft] eine Ausnahme dar. (S. 219 f., 223 f.)

Die „Zeittafel“ ist wegen vieler Fehler oder fragwürdiger, teilweise in Widerspruch zu in den Beiträgen berichteten Fakten bzw. Formulierungen nicht brauchbar.

¹ Lemberg, Hans (Hg.): Universitäten in nationaler Konkurrenz. Zur Geschichte der Prager Universitäten im 19. und 20. Jahrhundert. München 2003 (VCC 86) – Míšková, Alena: Die Deutsche (Karls-) Universität vom Münchener Abkommen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Praha 2007.

Der verhältnismäßig lange Zeitraum zwischen den 2006 gehaltenen Vorträgen und der Buchpublikation 2010/11 besichert manchen der Beiträge in Detailfragen (!) einen Forschungsrückstand, weil zwischenzeitlich wichtige Literatur erschienen ist. Das gilt für die Themen der Universitätsgründung 1347/48, das Kuttenberger Mandat 1409 oder die Deutsche Universität während der 1930er und 1940er Jahre.²

Abgesehen davon und von den wenigen zu bemängelnden Fehlern im Detail bietet das Buch gut zu lesende moderne Bausteine einer Geschichte der Prager Universität von 1347/48 bis 1945 mit besonderem Blick auf das Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen, wobei allerdings die Frage offen bleibt, warum es bei einem 2010 erscheinenden Buch nicht möglich war, wenigstens einen kurzen Beitrag zur Karlsuniversität während der kommunistischen Diktatur 1948-1968 oder 1948-1989 anzuschließen.

Wien

Karel Hruza

Fudge, Thomas A.: Jan Hus. Religious Reform and Social Revolution in Bohemia.

Tauris, London, New York 2010, 367 S., zahlr. Abb., ISBN 978-1-84885-142-9.

Die Liste namhafter Hus-Biografen ist überschaubar: Den tschechischen Forschern Václav Flajšhans und vor allem Václav Novotný, beide zugleich bedeutende Editoren der Werke des Prager Predigers und Kirchenreformators in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts, folgten mit großem zeitlichen Abstand mehrere ausländische Historiker: Matthew Spinka, Paul de Vooght, Ernst Werner und Peter Hilsch. Jiří Kejř, Senior der Hus-Forschung und exzellenter Kenner der Quellenlage, hat vor zwei Jahren eine problemorientierte Studie über den „bekannten und unbekannt“ Hus vorgelegt, die den aktuellen Forschungsstand reflektiert und noch auf längere Zeit bestehende Desiderata – vor allem mit Blick auf das Fortschreiten des editorischen Großprojekts *Opera omnia Magistri Iohannis Hus* – aufzeigt. Nun hat Thomas A. Fudge, der sich bereits mit „The Magnificent Ride“ (1998) und „The Crusades against Heretics in Bohemia“ (2002) als hervorragender Kenner der spät-

² Siehe etwa: *Machilek, Franz: Kirche und Universität im Spätmittelalter: die Gründungen Prag und Erfurt.* In: *Wörster, Peter: Universitäten im östlichen Mitteleuropa. Zwischen Kirche, Staat und Nation – Sozialgeschichtliche und politische Entwicklungen.* München 2008, 165-193. – *Hruza, Karel: Der tschechisch-deutsche Diskurs über die Gründungs-urkunde der Universität in Prag vom 7. April 1348 während der Jahre 1882-1989.* In: *Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde* 56 (2010) 209-271. – *Nodl, Martin: Auf dem Weg zum Kuttenberger Dekret: Von der Versöhnung der Nationen zum unversöhnlichen Nationalismus.* In: *Bohemia* 49 (2009) 52-75. – *Ders.: Dekret Kutnohorský [Das Kuttenberger Dekret].* Praha 2010. – *Zilynská, Blanka: Das Kuttenberger Dekret von 1409 im Kontext der Epoche von der Gründung der Karlsuniversität 1348 bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555.* Praha 2010. – *Kolář, Pavel: Geschichtswissenschaft in Zentraleuropa. Die Universitäten Prag, Wien und Berlin um 1900.* 2 Bde. Berlin 2008. – *Němec, Jiří: Eduard Winter (1896-1982). „Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der österreichischen Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts ist in Österreich nahezu unbekannt“.* In: *Hruza, Karel: Österreichische Historiker 1900-1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei.* Wien 2008, 619-675.

mittelalterlichen Geschichte Böhmens ausgewiesen hat, dessen Interpretationsansatz stets kirchen- und religionsgeschichtlich geblieben ist, eine Hus-Biografie vorgelegt.

Zwei grundsätzliche Fragen stehen für Fudge im Fokus: Zum einen geht es ihm um die historische Rolle, die Johannes Hus im sich formenden Europa spielte, zum anderen wird Hus' Vermächtnis heute beleuchtet. Hus' Platz als Person, Priester, Professor, Polemiker und auch als Prophet wird dabei als „commencing in the 14th century reform impulses and continuing apace in aspects of the Hussite Revolution“ (S. 3) beschrieben. Bereits im Untertitel des Buches benennt Fudge zudem die beiden Pole, zwischen denen sich die „key figure“ Hus bewegte: religiöse Reform und soziale Revolution. Einleitend deutet Fudge zudem den historiografischen Kontext innerhalb der Hussitologie an, dem er sich in Teilfragen verpflichtet fühlt. Darüber hinaus sind es vier neue Betrachtungsweisen, zu denen der Verfasser nach mehr als zwei Jahrzehnten der Beschäftigung mit der Thematik Hus und Hussiten gelangt ist: Erstens habe Hus aktiv zu seinem eigenen Tod beigetragen, zweitens habe er einen Märtyrer-Komplex gepflegt, drittens hätten die Konzilsväter zahlreiche Versuche unternommen, sein Leben zu schonen, und viertens könne Hus als Reformers und Häretiker zugleich angesehen werden.

Fudge nähert sich Hus in insgesamt 12 Kapiteln, wobei die Biografie des Prager Gelehrten und Predigers zu Beginn auf lediglich zehn Seiten als „basic outline“ vorgestellt wird. Natürlich bewirkte das Kuttenberger Dekret vom 18. Januar 1409 einen „mass exodus“ (S. 14) deutscher Studenten und Magister seit dem Frühjahr, doch sollten bei quantitativen Angaben sowohl der Kontext von Gesamtfrequenz der Prager Universität als auch neuere (vorsichtigere) Einschätzungen Berücksichtigung finden. Hussens Wirken als spätmittelalterlicher Reformers ist fest verankert in der böhmischen Landeshauptstadt, folgerichtig ist Prag auch das kurze zweite Kapitel gewidmet, wobei man sich gewünscht hätte, gerade hier mehr über die – vom Verfasser ja auch erwähnten – sozialen und vor allem ethnisch-nationalen Verhältnisse zu erfahren, die für die weitere Ausformung der böhmischen Reformbewegung von elementarer Bedeutung waren. Nicht recht nachvollziehbar erscheint das Argument des Autors, der Terminus „vor-hussitisch“ reflektiere die Vielschichtigkeit der komplexen religiösen und sozialen Welt des mittelalterlichen Prag nur ungenügend und sei für eine Periodisierung deshalb wenig geeignet (S. 22).

Dass das Kapitel über die Theologie mit fast 30 Seiten am umfangreichsten ausfällt, ist legitim, zumal Hus, wie Fudge betont, „zur Religionsgeschichte des mittelalterlichen Europa“ (S. 27) gehört. Insofern bildet dieses Kapitel auch mit den beiden nachfolgenden zur „Proclamation“ und zur Spiritualität eine gewisse Einheit. Fudge zeigt ausführlich die tiefe Verankerung der theologischen Vorstellungen Hussens in der mittelalterlichen Kirchenlehre sowie deren Quellen und er verweist auf die Tatsache, dass die Sentenzen des Petrus Lombardus, denen Hus ein eigenes umfangreiches Werk widmete, die Hauptquelle für das Verständnis des Theologen und Prager Kirchenreformers bilden. Ekklesiologie, Heilserwartung, die zentrale Bezugsperson Christus, Schrift und Eucharistie werden in Unterkapiteln gesondert analysiert. Dass Hus theologisch in vielen Punkten konservativ dachte und schrieb, ist unbestritten, und erst die Vermischung kirchenkritischer Äußerungen, d.h. die immer konsequentere Geißelung sichtbarer Missstände in der Amtskirche, mit wei-

teren tiefgreifenden Problemen in Böhmen und Europa verlieh seiner Lehre und seinem Auftreten jene Sprengkraft, die die Fundamente der Papstkirche zu erschüttern begann. Hussens Charisma, die „ars predicandi“ und vor allem die Tätigkeit an der Bethlehemskapelle riefen ein hohes Maß an Massenwirksamkeit mit einem entsprechenden Echo hervor. Gerade die Sermonen stehen in diesem Kontext für Fudge im Mittelpunkt – mit zahlreichen Textbeispielen, hinzu kommt eine Analyse der im südböhmischen Exil 1413/14 verfassten seelsorgerischen Schrift „Dcerka“ (S. 85-94).

Die Kapitel 6-8 behandeln Politik, Prozess und Revolution. Schwerpunktmäßig stehen dabei zunächst ausführlich noch einmal das Kuttenberger Dekret und seine Folgen im Blickpunkt, wobei im Vorfeld freilich die wegweisende „Recommendatio arcium liberalium“ des Hieronymus von Prag, mit der Hussens alter ego unter anderem eine neue Konzeption der *Nacio bohemica* vortrug und letztlich auch das spätere hussitische *Veritas vincit*-Prinzip quasi vorwegnahm, lediglich en passant Erwähnung findet (S. 98). Auch zur schwankenden Rolle und widersprüchlichen Persönlichkeit Wenzels IV. ließe sich dabei sicherlich noch mehr sagen. Ein knappes Unterkapitel zu Wyclifs Einfluss in Böhmen, seit Johann Loserth immer wieder in Untersuchungen fokussiert, schließt sich an. Was den langjährigen Prozess gegen Hus an der Kurie anbetrifft, der mit dem Constantiense seinen Höhepunkt und Abschluss erreichte, folgt Fudge den gängigen Interpretationen und betont, dass Hus voller Naivität in die Stadt am Bodensee gereist sei, naiv mit den Konzilsvätern gestritten und in naiver Weise versucht habe, sich vom Stigma der Häresie zu befreien (S. 132). Der gerichtliche Prozess gegen Johannes Hus und dessen Tod auf dem Scheiterhaufen elektrisierte Böhmen (S. 147) – was folgte, war eine „revolutionäre Reformation“, wie Fudge bereits 1998 konstatierte. Das Martyrium von Hus und ein Jahr später von Hieronymus von Prag legte, so der Autor, die emotionale Basis für die Revolution. Die andere Ursache sei theologischer Natur und aufs engste mit der Eucharistie verknüpft gewesen (S. 151). Dies ist zwar richtig, doch greift der Revolutionsbegriff, den Fudge verwendet, weitgehend nur theologisch, weniger sozial sowie in weiteren Komponenten. Er erklärt auch nicht in Gänze die Ursachen für die Umwälzungen in Böhmen und die katholischen (papstkirchlichen) Gegenmaßnahmen!

Kapitel 9-11 behandeln das Gedenken an Hus, also Ikonografie und Historiografie – mit vielen interessanten Details, konnte der Verfasser doch z.B. allein 143 Bilder von Hus ausmachen, die zwischen den 1420er Jahren und dem Ende des 17. Jahrhundert entstanden. Kein mittelalterlicher Häretiker hat jemals einen solch exponierten Platz in der Kunst eingenommen wie Hus (S. 190). Wie fruchtbar der protestantische Gebrauch von Hus in der Propaganda des 16. Jahrhunderts war, ist zur Genüge bekannt, und Martin Luther hat hier einen gewichtigen Beitrag geleistet. Was die handschriftliche Überlieferung der Chronik des Ulrich Richental anbetrifft, muss jetzt auf die Maßstäbe setzende Edition der Aulendorfer Handschrift verwiesen werden.¹ Historiografisch stehen bei Fudge František Palacký und Paul de Vooght besonders im Blickpunkt, haben beide Forscher doch zu ganz unterschied-

¹ Buck, Thomas Martin: Chronik des Konstanzer Konzils 1414-1418 von Ulrich Richental. Ostfildern 2010 (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen XLI).

lichen Zeiten, von ganz unterschiedlichen Standpunkten aus und in einem gänzlich voneinander abweichenden Kontext elementar Wichtiges für die Hussitologie geleistet.

Das letzte Kapitel ist der Frage der „Rehabilitation“ gewidmet – und sollte mit einem Fragezeichen versehen werden, zumal Jiří Kejř, auf den sich Fudge auch beruft, hierzu die beiden Wertungsebenen – die juristische wie die moralische – klar benannt und beschrieben hat. Insofern dürfte es auch kein „Gordischer Knoten“ sein, der hier zu zerschlagen ist!

Ein umfangreicher Anmerkungsapparat (S. 247-321), in dem sowohl auf die jeweiligen Quellen als auch die grundlegende Literatur verwiesen wird, eine Auswahlbibliografie sowie ein Namens- und Sachregister beschließen das Buch. Die inhaltliche Aufteilung in Themenblöcke bietet die Möglichkeit, wichtige, für die causa Hus elementare Fragen wie z.B. Theologie und (hiervon gesondert betrachtet) Spiritualität, Häresie und Gesetz, Seelenheil und lex Dei ausführlich, unter verschiedenen Aspekten und quellennah zu analysieren. Allerdings birgt eine solche Vorgehensweise mitunter die Gefahr, sich in Einzelfragen zu verzetteln, Doppelungen nicht vermeiden zu können und den Lesefluss zu hemmen. Insgesamt jedoch hat Thomas A. Fudge diese Art der biografischen Darstellung souverän beherrscht, auch wenn man in der einen oder anderen Wertung vielleicht nicht zustimmen mag. Summa summarum: Fudge hat ein wichtiges Buch (nicht allein für Hussitologen) geschrieben, eine gut lesbare Darstellung sowie eine problemorientierte und quellennahe Behandlung der zentralen Themen um Jan Hus.

Leipzig

Thomas Krzenek

Magistri Iohannis Hus Polemica. Hg. von Jaroslav Eršil (†). Mit einem Vorwort von Gabriel Silagi (Corpus Christianorum, Bd. 238; Magistri Iohannis Hus Opera omnia, Tomus XXII).

Brepols, Turnhout 2010, 647 S., 11 Tafeln, ISBN 978-2-503-53254-7.

Langsam, aber kontinuierlich schreitet das 1953 begonnene editorische Großprojekt der Opera omnia magistri Iohannis Hus voran, ohne dass freilich ein Abschluss bereits in Sicht wäre, was beim Gesamtumfang der Schriften des Prager Kirchenreformers, Theologen und Predigers Jan Hus und der handschriftlichen Verbreitung seiner Werke auch nicht verwundert.¹ Das von der damaligen Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften bzw. der von ihr eingesetzten Fachkommission ins Leben gerufene und betreute, auf 26 Bände angelegte Vorhaben wird seit einigen Jahren vom renommierten belgischen Wissenschaftsverlag Brepols im Rahmen des Corpus Christianorum fortgeführt.

¹ Maßstäbe setzend in der Erfassung der Werke und ihrer handschriftlichen Verbreitung ist hier noch immer Bartoš, František M./Spunar, Pavel: Soupis pramenů k literární činnosti M. Jana Husa a M. Jeronýma Pražského [Quellenverzeichnis zur literarischen Tätigkeit der Magister Johannes Hus und Hieronymus von Prag]. Praha 1965. – Zur Übersicht über die einzelnen Bände vgl. zuletzt Vidmanová, Anežka: Základní vydání spisů M. Jana Husa [Die grundlegende Ausgabe der Schriften des Magisters Johannes Hus]. In: Historický Tábor. Supplementum I, Tábor 2001, 267-277 (Stand 2001).

Der vorliegende Band mit polemischen Schriften schließt an die von Jiří Kejř (Quaestiones) und Bohumil Ryba (Quodlibet) herausgegebenen Bände an. Im Rahmen der Opera omnia trägt er die Ordnungszahl XXII und erschien bereits im Jahre 1966 als zweites Werk der Hus-Gesamtausgabe. Betreut wurde er damals – als editorisches Erstlingswerk – von Jaroslav Eršil (1926-2008), der sich als Autor kirchengeschichtlicher Arbeiten zum böhmischen Spätmittelalter und besonders als Editor der „Monumenta Vaticana res gestas Bohemicas illustrantia“ einen Namen in der Fachwelt gemacht hat. Einleitend würdigt Gabriel Silagi dessen Rolle als Editor von Hus Polemica-Schriften im zeit- und forschungsgeschichtlichen Kontext und führt zugleich die Gründe auf, die eine Neuauflage des hier anzuzeigenden Bandes rechtfertigen. Auch wenn sich der handschriftliche Befund nicht verändert (sprich: erweitert) hat, spiegelt sich gegenüber dem auch antiquarisch weitgehend vergriffenen Buch der „technische Fortschritt“ so wider, dass moderne Datenbanken (Library of Latin Texts, Analecta Hymnica, Migne) ebenso ihren Niederschlag im Apparatus fontium gefunden haben wie neue Quellenausgaben aus Handschriften. Immerhin, so Silagi, bewegen sich die Ergänzungen damit im mittleren dreistelligen Bereich, was der aktuellen Hussitologie zweifellos zugute kommt. So darf der vorliegende Polemica-Band auch als eine Würdigung des vor drei Jahren verstorbenen Editors interpretiert werden.

Die hier vereinten zehn polemischen Schriften sind der literarische Ertrag Hussens aus den Jahren 1410-1413, also aus jener Zeit, in der der Prager Theologe und Prediger an der Bethlehemskapelle an die Spitze der Reformkräfte trat, die für die Beseitigung allseits sichtbarer Missstände in der Amtskirche kämpften. Dabei verhärteten sich die Fronten zwischen Anhängern und Gegnern einer Reform. Hus verlor schließlich die Unterstützung seines Landesherrn, Wenzel IV., und ging ins südböhmische Exil, wo er, angelehnt an den englischen Reformator John Wyclif und unter dem Schutz adeliger Gönner, sein Hauptwerk „De ecclesia“ verfasste.

In den polemischen Schriften verteidigte Hus die Reformanliegen der Bewegung und führte eine konsequente Auseinandersetzung mit deren in- und ausländischen Gegnern. An dieser Stelle kann nur auf wenige Beispiele verwiesen werden: Nachdem im Juni 1410 der theologisch wenig bewanderte Erzbischof Zbyněk von Hasenburg auf einer Synode die Verbrennung von 18 namentlich aufgeführten wyclifitischen Schriften angekündigt hatte (was nachfolgend auch geschah), protestierte Hus in dem eilig zu Papier gebrachten Traktat „De libris legendis, non comburendis“ unter Verweis auf zahlreiche Gallionsfiguren des abendländischen christlichen Selbstverständnisses. Wenig später lieferte Hus in der „Defensio libri de Trinitate“ eine provokante Verteidigung mehrerer Schriften des englischen Reformators, und zwar auf dem Boden der Universität, wobei Hus hier bewusst Wyclifs Traktat über die Dreifaltigkeit wählte, auch und gerade, um die bedrückte Wahrheit und die Ehre des allerchristlichsten Königreichs Böhmen ins Licht zu rücken, zumal – so Hus – bekanntlich niemals ein „Tscheche“ ein hartnäckiger Ketzer gewesen sei, womit er die Argumentation aufgriff, mit der Hieronymus von Prag, sein Mitstreiter, im Januar 1409 hervorgetreten war. Wie entschlossen Hus zudem Gegner der Reformbestrebungen attackierte, bezeugen Schriften gegen den in Prag weilenden englischen Juristen Johannes Stoke(s), einen namentlich nicht bekannten Predi-

ger im westböhmischen Pilsen, der die moralischen Ansprüche an das Priesteramt kleinredete, aber auch gegen ehemalige Weggefährten wie Stanislaus von Znaim und Stephan von Páleč, die zu erbitterten Feinden von Hus wurden.

Die hier präsentierten Polemica sind, neben den im (noch zu edierenden) Band „Constantiensia“ enthaltenen Schriften von größter Relevanz für die Forschung, zumal in ihnen die eigenständige Denkweise des Verfassers sehr deutlich hervortritt, auch wenn sich diese auf den ersten Blick hinter führenden kirchlichen Autoritäten zu verbergen scheint. Der überarbeitete und partiell stark erweiterte Apparatus fontium (Index locorum Sacrae Scripturae, Index Auctorum, Index nominum et locorum) ist vorbildlich und eine wahre Fundgrube, nicht allein für Hus-Forscher. Dies schließt die elf Farbtafeln als eindrucksvolle Exempel für die handschriftliche Überlieferung in Prag und Wien ein.

Leipzig

Thomas Krzenck

Cemus, Petronilla, in Zusammenarbeit mit Cemus, Richard, SJ (Hg.): Bohemia Jesuitica 1556-2006. Hg. im Auftrag der Katholisch-theologischen Fakultät der Karls-Universität Prag und der Böhmisches Provinz der Gesellschaft Jesu. 2 Bde.

Nakladatelství Karolinum, Praha 2010, 1512 S., 1 CD-Rom (Vertrieb für die deutschsprachigen Länder: Echter Verlag Würzburg), ISBN 978-3-429-03268-5.

Zum 450. Jahrestag der Ankunft der Jesuiten in Böhmen und zugleich zum 450. Todestag des Ordensgründers Ignatius von Loyola veranstalteten die Katholisch-theologische Fakultät der Karls-Universität und die Böhmisches Provinz der Gesellschaft Jesu 2006 eine große internationale und multidisziplinäre wissenschaftliche Konferenz. In den beiden nun vorliegenden Bänden werden die Beiträge dieser Veranstaltung dokumentiert. Die Tagung und die Publikation kann man ohne weiteres als Meilensteine in der tschechischen Historiografie bezeichnen, stand doch die Geschichtsschreibung und Beurteilung der katholischen Kirche und ihrer Orden im 17./18. Jahrhundert traditionell bis vor kurzem noch unter dem Vorbehalt des Temno-Mythos, auch mit der Folge entsprechenden Desinteresses. Und dabei galt als einer der Hauptakteure religiös-nationaler Unterdrückung bekanntlich der Jesuitenorden. In dieser ideologisch verfestigten Bewertung konnte die Perspektive der Europäisierung und des Kulturtransfers gerade durch die neuen Orden und Klöster in den böhmischen Ländern – außer bei Josef Pekař – nicht in den Blick kommen. Auf diese Vorbelastung spielen auch die Geleitworte des Universitätsrektors und des Generaloberen der Jesuiten an. Aber die Sicht auf die Barockzeit und -kultur ist inzwischen entkrampft und das Interesse an ihr in der tschechischen Geschichtswissenschaft gewachsen.

Vor allem aufgrund der erwähnten problematischen historiografischen Situation erscheint es sinnvoll, dass sich die Konferenz weitgehend auf die Frühneuzeit konzentrierte; insofern ist der Titel der Publikation etwas irreführend. Im wesentlichen geht es zwar vor allem um die böhmische Jesuitenprovinz, somit einschließlich Mährens und Schlesiens. Viele Beiträge greifen aber auch darüber hinaus auf das übrige Ostmitteleuropa oder auf gesamteuropäische Entwicklungen. Die über hun-

dert Autoren sind internationale Spezialisten ihrer Themen (darunter über die Hälfte Tschechen), so dass man hier den Forschungsstand in den verschiedensten Gebieten der frühneuzeitlichen Kulturgeschichte zur böhmischen Jesuitenprovinz und darüber hinaus zusammengefasst findet. In keinem Fall ist dabei irgendeine apologetische oder verklärende Tendenz zu erkennen. Im Gegenteil fallen vielfach der kritische Zugang und die Herausarbeitung von Gegensätzen und Unterschieden auf.

Die Publikation gliedert sich in zehn Kapitel, die jeweils eine Disziplin der Gelehrsamkeit oder des Wirkens der Jesuiten betreffen. Jedem Kapitel ist eine ausführliche, immer sehr instruktive Einführung in Tschechisch und Deutsch vorangestellt. Die einzelnen Beiträge in Tschechisch, Deutsch oder Englisch werden jeweils in Deutsch oder Tschechisch kurz resümiert.

Dem Anlass des 450. Todestages des Ordensgründers entsprechend gilt das erste Kapitel der Spiritualität des Ignatius und den Impulsen, die vor allem von seinen „Geistlichen Übungen“ (Exerzitien) bis in die Gegenwart ausgehen. Das zweite Kapitel behandelt die frühneuzeitliche Geschichte der Jesuiten in den böhmischen Ländern, darunter die Instruktion des Ignatius für das Prager Kolleg, die Rolle des Petrus Canisius in der Konfrontation mit Hussitismus und Luthertum, die problematische Position des kaiserlichen Ratgebers Lamormaini für die Rekatholisierung, den Wandel der politischen Stellung der Jesuiten in Böhmen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, schließlich die interessante Entwicklung der Stereotype protestantischer Jesuitenkritik, die sich nach der Aufhebung des Ordens (1773) zu einem Konglomerat widersprüchlicher Verschwörungstheorien steigerte. Das dritte Kapitel zum Bildungswesen konzentriert sich im Wesentlichen auf die Gründung der Universitäten der Jesuiten und behandelt auch den Prager Konflikt mit Kardinal Harrach. Im vierten Kapitel zu Seelsorge und Mission mit einer guten Einleitung von Michael Sievernich zu deren Grundprinzipien und -methoden liegt ein besonderer Schwerpunkt auf der Förderung der Heiligen- und Marienverehrung. Die Entwicklung der Jesuitenphilosophie in der böhmischen Provinz, Thema des fünften Kapitels, wird in ihren Schwerpunkten und Wandlungen dargestellt, zunächst von den Anfängen der Neoscholastik bis zur Rezeption des Francisco Suárez, sodann in der beherrschenden Position des in Prag wirkenden Rodrigo de Arriaga und schließlich in der ganz unterschiedlichen Position zur Philosophie der Aufklärung (Wolff, Kant). Im sechsten Kapitel zu Mathematik und Naturwissenschaften in Prag und Olmütz stellt Josef Smolka in einer sehr guten, kritischen Einführung die gegensätzlichen Positionen der Jesuiten in diesen Disziplinen dar. Da die böhmischen Jesuiten sich kaum mit den experimentellen Naturwissenschaften beschäftigten, gelten die meisten Beiträge der Mathematik – außer einer Prager Korrespondenz mit Athanasius Kircher SJ und der Rezeption einer Newton integrierenden Naturphilosophie des Ruggiero Giuseppe Boskovich SJ. Literatur und Rhetorik, das Thema des siebten Kapitels und in Entwicklung und Schwerpunkten von Martin Svatoš einleitend sehr instruktiv dargestellt, standen im Dienst der religiös-moralischen Erziehung an Universitäten und Schulen. So stellen die Beiträge u. a. unterschiedliche Gattungen von Erbauungsliteratur sowie Predigten und Herrscherlob vor. Im achten Kapitel zum Jesuitentheater folgen der profilierten historischen und systematischen Einführung von Kateřina Bobková-Valentová und Magdaléna Jacková Bei-

träge u. a. zur Forschungsgeschichte, zu den Anfängen des Theaters in Prag und zum Theater bei Kanonisationen und Kaiserbesuchen sowie zum Schultheater. Das umfangreiche neunte Kapitel zur Musikpflege der Jesuiten thematisiert vor allem die geistlichen und weltlichen Anlässe der musikalischen Aufführungen, aber auch Gattungen wie Oratorien und das volkssprachliche Kirchenlied, das durch die Jesuiten große Bedeutung erlangte. Noch umfangreicher ist das letzte Kapitel zu Architektur und Kunst. Mehrere Beiträge widmen sich hier der Frage des Jesuitenstils in der Architektur. Die Bedeutung der St. Niklaskirche auf der Prager Kleinseite, auch für nachfolgende Kirchenbauten der böhmischen Länder, und ihre konzeptionellen Bezüge werden gebührend hervorgehoben. Weitere Beiträge gelten u. a. der Malerei in Jesuitenkirchen, der Emblematik und Druckgraphik sowie den Feiern der Heiligensprechung des Ignatius 1622 gleichsam als Gesamtkunstwerk aus ephemerer Architektur, szenischen Darstellungen und Musik.

Nach einem Epilog der Herausgeber zu Petrus Canisius und zu dem außergewöhnlichen Theologen Kardinal Tomáš Špidlík SJ († 2010) finden sich im Anhang vor allem ein ausführlicher chronologischer Überblick in Tschechisch und Deutsch zur Ordens- und Provinzgeschichte, ein dreisprachiges Ortsnamenverzeichnis und ein Verzeichnis der grundlegenden Quellenliteratur. Die Literatur zu den Kapitelthemen muss man allerdings den Fußnoten der Beiträge entnehmen. Die zahlreichen Abbildungen sind im Text nur schwarz-weiß abgedruckt, eine beiliegende CD gibt sie jedoch zusätzlich in Farbe wieder.

Die thematisch beeindruckend breite Konferenzpublikation zeigt insgesamt in allen Teilen ein hohes wissenschaftliches Reflexionsniveau und orientiert den Leser nicht nur über den aktuellen Diskussionsstand, sondern regt auch immer wieder mit gezielten kritischen Fragen, Thesen oder Benennung der Defizite zur weiteren Forschung an. Dies betrifft nicht nur die frühneuzeitliche böhmische und allgemeine Ordens- und Kirchengeschichte, sondern insbesondere auch die Wissenschafts-, Bildungs-, Literatur-, Musik- und Kunstgeschichte. Die Impulse der Beiträge könnten die kulturwissenschaftliche Forschung zur Frühneuzeit der böhmischen Länder weiter beleben. Mögen sie aufgegriffen werden.

Leipzig

Winfried Eberhard

Bepler, Jill/Meise, Helga (Hgg.): Sammeln, Lesen, Übersetzen als höfische Praxis der Frühen Neuzeit. Die böhmische Bibliothek der Fürsten Eggenberg im Kontext der Fürsten- und Fürstinnenbibliotheken der Zeit.

Harassowitz, Wiesbaden 2010, 412 S. (Wolfenbütteler Forschungen 126), ISBN 978-3-447-06399-9.

Der Sammelband bringt der Fachwelt Beiträge näher, die 2008 auf einer Konferenz in der Herzog-August-Bibliothek vorgetragen wurden. Sie sind drei Phänomenen gewidmet, die eng mit der Buchkultur des adligen Milieus in der frühen Neuzeit verbunden sind: dem Lesen, Übersetzen und Sammeln von Büchern. Die Organisation des Projekts hat das deutsche Zentrum zur Erforschung der Buchkultur (Wolfenbüttel) in Verbindung mit der Universität in České Budějovice (Budweis) geleistet. Teilergebnisse dieses Vorhabens wurden in Zusammenarbeit mit der Wolfenbütteler

Bibliothek im vergangenen Jahrzehnt regelmäßig vorgestellt. Der Sammelband bemüht sich nun um die Zusammenfassung dieser Aktivitäten und um deren Einordnung in den Kontext bohemistischer und europäischer Forschungen zur frühneuzeitlichen adligen Buchkultur. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich dabei auf das Buch als das zentrale „Objekt der Selbstidentifikation“ dieser gesellschaftlichen Schicht.

Die Herausgeberinnen des Bandes haben die Studien in mehrere Abschnitte aufgeteilt, die der politischen, konfessionellen und kulturellen Entwicklung der Adelsgesellschaft in den böhmischen Ländern folgen. Die Hauptzäsur bilden die Ereignisse nach der Schlacht am Weißen Berg (1620), im Zentrum steht die Familie der Eggenberger.

Václav Bůžek stellt die Frage nach der Identität der neu formierten böhmischen Adelsgesellschaft in der Zeit nach 1620, bei deren Entstehung zum einen die Familientradition, zum anderen auch die Beziehung zur herrschenden Habsburgerdynastie eine wichtige Rolle spielten. Marie Ryantová bereichert diese Perspektive um viele Fakten – wie die Geschichte der Eggenberger und vor allem deren Aktivitäten im Bereich des Mäzenatentums. Den einleitenden Abschnitt beschließen Beiträge von Bärbel Rudin und Adolf Scherl, die die Bedeutung des Eggenberger Theaters in Český Krumlov (Böhmisch Krumau) als eine der hervorragendsten kulturellen Aktivitäten dieser Adelsfamilie charakterisieren, eine Tatsache, die ihren Widerhall auch in der Zusammenstellung der Familienbibliothek gefunden hat.

Den Kern des Bandes aber bilden die zwei folgenden Kapitel, die der Frage nach den adligen Besitzern der Buchsammlungen beziehungsweise deren „Schöpfern“ im 17. und 18. Jahrhundert gewidmet sind. Diese Zeit zeichnet sich dadurch aus, dass eine Reihe adliger Bibliotheken von privaten Sammlungen, die als Mittel der Selbstidentifikation dienten, zu Bibliotheken institutionellen Charakters wurden, die zumindest teilweise öffentlich zugänglich gemacht wurden. Im Mittelpunkt der vorwiegend buchwissenschaftlich-linguistischen Untersuchungen aber steht die Eggenberger Familiensammlung. Beispielhaft ist die Bearbeitung und Auswertung dieser Bibliothek durch Jaroslava Kašparová, die sich auf spanischsprachige Werke dieser Sammlung konzentriert. Ihre Analyse fußt dabei zum einen auf den damaligen Katalogisierungshilfen, zum anderen auf den bis heute erhaltenen Drucken aus der Schlossbibliothek in Český Krumlov. Kašparová kann nicht nur Spuren besonderer Interessen der jeweiligen Leser aus den einzelnen Generationen der Eggenberger im Bestand der Familiensammlung aufzeigen, sondern auch die beiden bedeutendsten Lesergenerationen identifizieren, die einen entscheidenden Einfluss auf die Form der Familienbibliothek im 17. und 18. Jahrhundert hatten. Hier ist vor allem Fürstin Marie Ernestine von Eggenberg zu nennen, deren Aktivitäten im Bereich der Buchkultur zentrales Motiv aller weiteren Beiträge über die Eggenberger Familiensammlung sind. Sie finden sich, wenn auch nur am Rande, in Jiří Peláns Analyse italienischer Texte wieder, wobei seine Studie nicht über die bloße Beschreibung von Werken auf Italienisch in der Sammlung hinausgeht. Marie Ernestine steht auch im Zentrum der Aufmerksamkeit von Václav Bok, der sich mit der großen Zahl deutschsprachiger Druckerzeugnisse befasst. Seine Untersuchung dokumentiert, wie dynamisch sich das Interesse an diesen Titeln entwickelt hat und wie deren Aus-

tausch zwischen den Bibliotheken der einzelnen Angehörigen der Eggenberger vorstatten ging sowie auf welchen Wegen sie die Bibliothek verließen – nämlich meist als Geschenke.

Das Pendant zur Analyse der Eggenberger Bibliothek ist die Studie von Kathrin Paasch, die die Hofbibliothek der Adelsfamilie des Herzogtums Sachsen-Gotha untersucht hat. In diesem protestantischen Umfeld hatten nicht nur hervorragende intellektuelle Persönlichkeiten in ihren Funktionen als Verwalter beziehungsweise Bibliothekare ihren Anteil am Profil der Bibliothekssammlungen, vielmehr hatte die Bibliothek selbst andere konfessionelle Wurzeln als die Eggenbergsche. Diese Tatsache und die politische Entwicklung im Herzogtum beeinflussten deren Funktionalisierung bzw. Institutionalisierung sowie Öffnung für das Publikum und damit einhergehend den Verlust ihrer ursprünglichen Funktion: Sie war Instrument einer dynastisch und politisch profilierten Historiografie der Reformation und Mittel zur Demonstration der konfessionell-dynastischen Identität des Hauses von Sachsen-Gotha.

Etwas inkonsistent erscheint die Einreihung der Studie von Richard Šípek in diesen Abschnitt, die sich mit privaten, zensurähnlichen Anmerkungen zu Titeln protestantischer Autoren und Werken in der Bibliothek Otto des Jüngeren von Nostitz befasst – ohne dabei die aktuelle und reichhaltige Literatur zur Frage der fortschreitenden Rekatholisierung in den Ländern der Böhmisches Krone zu berücksichtigen.

Geschlossener erscheint der dritte Abschnitt mit Aufsätzen über die Bibliotheken der weiblichen Angehörigen der Eggenbergs, für die wiederum die Aktivitäten Marie Ernestines zum Vergleich herangezogen werden. Die einzelnen Studien bieten sowohl den Vergleich mit dem einheimischen böhmischen Milieu (Alena Richterová stellt Polyxena von Lobkowitz vor), als auch mit dem vorwiegend norddeutsch-protestantischen Umfeld, konkret mit den Dynastien Hessen-Darmstadt (Helga Meise), Sachsen-Gotha (Roswitha Jacobsen), Braunschweig-Wolfenbüttel (Cornelia Niekus Moore) und Holstein-Gottorf (Lisa Skogh) – hier in Verbindung mit den Sammlungen des schwedischen Königshofes. Dabei offenbaren sich in den Buchsammlungen der adeligen Besitzerinnen angenommene und vermutete Schwerpunktsetzungen: Themen wie Moralität beziehungsweise die Religion betreffende Literatur, spezielle Interessenbereiche, die etwa in die Richtung historisch-politischer Literatur zielen. Darüber hinaus fragen alle Studien auch nach den Kontexten, in denen die Buchsammlungen bzw. deren bedeutendste Titel standen. Berücksichtigt werden dabei der direkte Einfluss adeliger Besitzerinnen auf die Erscheinungsform der eigenen und indirekt auch auf die weiteren Familienbibliotheken, die Lesepraktiken adeliger Frauen sowie deren literarische Tätigkeiten. Damit gelingt es für eine ganze Reihe von Aspekten, den Blick auf den Zugang von Frauen zu Büchern zu verändern, der bislang meist stereotyp als vergleichsweise passiv dargestellt wurde. Die aktive Rolle der Frauen in Adelsfamilien würde sicherlich auch erkennbar werden, wenn man sie mit den damaligen städtischen Milieus vergleichen würde, welche im zentraleuropäischen Kontext seit den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts die allmähliche Abkehr eines großen Teils der Frauen vom Lesen erlebten bzw. die Hinwendung zu weniger anspruchsvollen religiösen Texten.

Als aussagekräftige Quelle für die Einzelstudien zu den adligen Bibliotheken erweisen sich neben den Bibliothekskatalogen oft auch die zeitgenössischen Inventarlisten des Adelsbesitzes, die unter den Mobilien auch Bücher vermerkten. So befasst sich Jill Bepler in ihrer Studie mit den Möglichkeiten zur Interpretation von Inventarlisten für das Studium der zeitgenössischen Buchkultur und fragt, inwiefern sich diese mit der Mentalitäts- und Kulturgeschichte in Verbindung bringen lassen. Bepler legt eine Typologie frühneuzeitlicher Eigentumsbeschreibungen vor, die in protestantischen Häusern nicht nur dann erstellt wurden, wenn jemand starb, sondern auch bei Eheschließungen und Scheidungen. Auf der Grundlage formaler Unterschiede der einzelnen Eigentumslisten, die aus den verschiedenen Umständen ihrer Entstehung resultieren, aber auch aus der Art und Weise ihrer Erstellung, zeigt Bepler deren Aussagemöglichkeiten zur Buchkultur auf, wobei sie besonders deren komparatives Potenzial hervorhebt. Ein Handicap dieser Studie ist einmal mehr die enge buchwissenschaftliche Fokussierung, welche die heute existierende Vielzahl an Studien nicht berücksichtigt, die sich seit mehr als 30 Jahren den methodischen Problemen der Nutzung von Inventarlisten vor allem für die frühneuzeitliche Forschung widmet und deren Ausgangspunkt vor drei Jahrzehnten der Konferenzsammelband „Probate inventories“ gebildet hat.¹

Den Abschluss der Publikation bilden drei Studien, die den Blick auf das Wirken adeliger Frauen in der neuzeitlichen Buchkultur erweitern. So konnten ihre Bibliotheken auch Grundlage weiterer intellektueller Aktivitäten sein, welche die Frauen zu aktiven Vermittlerinnen kultureller „Schätze“ machte. Unter diesem Motto hat sich Gabrielle Ball der Rolle von Adligen bei der Gründung eigener Vereine und Gesellschaften an der Schwelle zum 17. Jahrhundert angenähert, deren Ziele eindeutig auf dem Feld der Bildung lagen.

Nicht fehlen durfte in dem Band der Beitrag von Jitka Radimská und Miroslava Durajová, die die Aufmerksamkeit zurück auf das Grundthema des Bandes, also die Familie Eggenberg und die kulturellen Aktivitäten der bereits erwähnten Marie Ernestine Eggenberg lenken. Sie befassen sich einerseits mit dem Aufbau der Familienbibliothek, andererseits mit weiteren Aktivitäten, die sich auf die eigene Büchersammlung stützten – wie Marie Ernestines Übersetzungstätigkeiten.

Eine weitere Persönlichkeit aus dem genannten Adelsgeschlecht, Eleonora Maria Rosalia von Eggenberg (geborene Liechtenstein), hat als Autorin eines zu Anfang des 18. Jahrhunderts veröffentlichten Kochbuchs Beatrix Bastl inspiriert, Überlegungen zur Beziehung dieser frühneuzeitlichen Texte zu anderen Literaturgattungen, wie sie beispielsweise Titel der Medizin- beziehungsweise Hausväterliteratur repräsentieren, anzustellen.

Ergebnisse der tschechisch-deutschen Zusammenarbeit auf dem Feld der frühneuzeitlichen Buchkultur gehören, so wie sie der Sammelband präsentiert, zu den sehr positiven Beispielen für die zentraleuropäische historische Forschung. Was man am Konzept des Projekts der Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel und deren

¹ *van der Woude, Ad/Schuurmann, Anton* (Hgg.): *Probate Inventories. A New Source for the Historical Study of Wealth, Material Culture and Agricultural Development*. Wageningen 1980 (A.A.G. Bijdragen 23).

tschechischer Partner kritisieren könnte, ist die enge Fixierung auf Forschungen aus dem Bereich der Buchwissenschaften und die sehr beschränkte, nur sporadische Einbeziehung der Kulturgeschichte. Eine interdisziplinäre Offenheit wäre in diesem Falle eindeutig bereichernd gewesen. Eine weitere Anmerkung zielt auf die territoriale Begrenztheit der Forschungsergebnisse auf deutscher Seite: Es werden fast ausschließlich Analysen zur adeligen Buchkultur norddeutsch-protestantischer Regionen präsentiert, bi-konfessionelle oder vorwiegend katholische Regionen Deutschlands geraten indessen aus dem Blickfeld. Gerade für den Vergleich mit den böhmischen Verhältnissen nach 1620, die für den vorliegenden Band so wichtig sind, hätte die Heranziehung konfessionell vergleichbarer Territorien nahegelegen. Auf tschechischer Seite hat sich bei der Konzeption des Bandes darüber hinaus gezeigt, dass es bei der Untersuchung der heimischen Schlossbibliotheken ein großes Defizit an systematischen Untersuchungen gibt, wie sie hier für die Eggenberger Bibliothek unternommen werden.

Prag

Olga Fejtová

Čapková, Veronika: Představy společenství a strategie sebeprezentace. Řád servitů v habsburské monarchii (1613-1780) [Gemeinschaftsvorstellungen und die Strategie der Selbstpräsentation. Der Servitenorden in der Habsburgermonarchie (1613-1780)].

Scriptorium, Praha 2011, 304 S., ISBN 978-80-87271-30-8.

Veronika Čapková untersucht in ihrer Dissertation den Servitenorden aus kulturgeschichtlicher Perspektive. Im Zentrum stehen dabei Methoden, Formen und Ambitionen seiner Selbstpräsentation im Habsburgerreich. Die Serviten gehören zu den kleineren Kirchenorden, ihre Beteiligung an der Verfestigung des Katholizismus hat wissenschaftlich bisher kaum Beachtung gefunden. Im Zuge der Reformation wurden alle 17 Niederlassungen der damaligen germanischen Provinz zerstört. Der reformierte Ordenszweig erlebte jedoch eine erstaunliche Renaissance, die 1613 mit der Gründung des ersten Konvents in Innsbruck durch die Landesherrin Anna Catharina Gonzaga begann. Damit verschob sich der Wirkungsraum der Serviten mit 26 neuen Klöstern in die Donaumonarchie. In der Studie wird skizziert, was diesen Aufschwung ermöglichte.

Die methodischen Grundlagen der Arbeit basieren vor allem auf dem soziologischen Konzept der Selbstpräsentation im Alltag von Erving Goffman, das Čapková als reduziertes „dramaturgisches Modell des sozialen Lebens“ auf die Ordensgemeinschaft der Serviten überträgt: Das Kloster mit dem Klausurbereich wird als eine „Hinterbühne“ aufgefasst, die die Funktion eines „Vorbereitungsraumes“ hat. Die auch der Öffentlichkeit zugänglichen Sakralräume werden als eine „Vorderbühne“, als Schauplatz des für alle sichtbaren Geschehens betrachtet. In diesem barocken „Theater“ wird die Präsentationsfähigkeit der Serviten im Wettbewerb mit anderen Kirchenorden um die Gunst der potenziellen Ordensbrüder und Förderer bewertet, sie haben dort die Möglichkeit, ihre Ordensideale zu vermitteln. Von einem positiven Gesamteindruck hing die Existenz der Mendikanten ab, entsprechend wichtig nahmen sie die öffentliche Präsentation.

Čapská geht in diesem Zusammenhang der Frage nach, wie die Serviten während der Rekatholisierung in Mitteleuropa ihre Vision der Ordensbestimmung konstruierten. Dafür erweitert sie das übliche Quellenspektrum der Ordensgeschichte um die Literatur und visuelle Zeugnisse. Bei der Quellenanalyse arbeitet sie mit literaturkritischen Konzepten von Northrop Frye, die es ihr ermöglichen, die Texte auf fiktive Bestandteile zu prüfen und in Anlehnung an die historische Ikonografie zu deuten.

Die Arbeit besteht aus drei Teilen. Im ersten Abschnitt „Narrative Selbstpräsentation in Wort und Bild“ untersucht Čapská den Prozess und die Instrumentenstruktur der Selbstdarstellung, die ihre Wirkung zwischen den Intentionen der Auftraggeber (Serviten) und der „Kreativität der Rezipienten“ (Teilnehmer an hl. Messen, Wallfahrt und liturgischen Festivitäten, Bruderschaftsmitglieder) entfaltete. Die einzelnen Kapitel sind den zeitgenössischen Hauptmedien – also primär dem Buchdruck als bedeutendster Kommunikationstechnologie – samt dramatischen Mitteln der Spiritualität gewidmet. Das soziale Potenzial der erzählenden Texte, Grafik und Gemäldezyklen wurde in Hinblick auf die Legitimation der Ordensgemeinschaft und die Identifikation mit deren Idealen sowohl der Priester als auch der Wohltäter ausgewertet, wobei zugleich die Kontinuität und die Veränderung ihres Selbstbildes nachvollzogen werden.

Bereits von Anfang der barocken Wiedergeburt an konstruierten die Serviten ihren repräsentativen Stil mit Hilfe einer tiefen Bindung des Ordens an die Habsburgerdynastie. Das zeigt die Autorin unter anderem an der Vita der Erzherzogin Anna Catharina Gonzaga, der die Repräsentation und die Aufgabe, neue Mäzene zu werben, oblagen. Durch die Verbindung des Wappenzeichens der Habsburger mit dem der Serviten wurde das hohe Ordensprestige visualisiert, auch die dauerhafte Verankerung der Privilegien der Serviten sollte die engen Beziehungen symbolisieren.

Die Biografie des ersten kanonisierten Heiligen Philip Benizi, die in jeder Ordensbibliothek vorhanden war, erfüllte die Funktion des „paradigmatischen Narrativs“, das einen vorbildhaften Lebenslauf im Kloster mit entsprechenden Ansprüchen und Idealen erzählte. Das besondere Motiv – die Geschichte eines fiktiven Treffens des Heiligen mit Rudolf I. von Habsburg, der dem Herrscher im Kampf gegen die Häretiker und den König Přemysl Otakar II. half – galt als Präfiguration der aktuellen Situation der Rekatholisierung. Die Habsburger und die Serviten verfolgten ein gemeinsames Ziel: die Erneuerung des Katholizismus. Der Anteil der Serviten an dieser Mission wurde als Dienst an der Ordenspatronin Jungfrau Maria (Mater Dolorosa) gedeutet und prägte damit die Gemeinschaftsidentität.

Im zweiten Abschnitt „Die durch die Mauer bestimmte Welt – zwischen einem konkreten Konvent und imaginärer Ordenskommunität“ wird im Sinne der Goffmanschen „Hinterbühne“ das Modell eines „Idealserviten“ (re-)konstruiert. Als Verbreiter von Skapulierbruderschaften konnte Ordenspatron Benizi den Serviten als Vorbild dienen, die im Barock neue Fraternitäten gründeten. Auch Angelik Müller stilisierte sich bei den Gründungen in der Levante, die er in seiner außergewöhnlichen Reisebeschreibung schilderte, zu seinem Nachfolger. Die Ordenskonstitutionen sicherten den Serviten die Uniformität und vermittelten die Zugehörig-

keit der Priester zu einer imaginären Gemeinschaft. Die für Serviten spezifischen Klosterdiarien mit narrativen Inhalten hielten das Alltagsleben fest. Sie wurden bei den Visitationen vorgelegt und konnten laut Čapská als Hilfe für die Disziplin-kontrolle und damit der Sicherung des guten Rufs dienen.

Im letzten Teil „Die Serviten und die Gesellschaft“ konzentriert sich die Autorin auf die Rezeption der Ordensinhalte und auf die Rezipienten, die an dem Frömmigkeitsmodell und den Gemeinschaftsvorstellungen der Serviten partizipierten. Die systematische Förderung durch die Habsburger (Foundationen) erwies sich als unerlässlich. Daneben war aber auch eine breite Basis an weiteren Wohltätern notwendig. Ein wirksames Werbemittel dafür waren die Bruderschaften der Sieben Schmerzen Mariä mit dem schwarzen Skapulier, die die Serviten ab 1628 auch bei weltlichen Kirchen gründen durften. Die sozialen Bindungen zwischen dem Orden und seinen Protektoren zeugten von der Intensität des Interesses am Servitenorden, was anhand der Auswertung von Donationen und der entsprechenden Gegenleistungen der Serviten nachvollzogen wird. Während die herrschaftlichen Fundatores, die ihre Interessen mit der Stiftung verbanden, sich als Gegendienst z. B. ihre Familiengruft in der Klosterkirche errichten ließen, profitierten die Serviten von der Wallfahrtsstättenverwaltung, die ihnen nicht nur ökonomische Vorteile, sondern auch die Möglichkeit zur Verbreitung der Ordensideale bot.

Die Serviten formten ihren eigenen Stil der Selbstdarstellung, in dem sie die pietas austriaca eng mit ihrer Ordensfrömmigkeit verbanden, und konnten damit trotz starker Devotionsausrichtung die Glaubensfestigung im Habsburgerreich vorantreiben. Das hat ihren Aufstieg als Orden begünstigt.

Čapská ist es durch die Anwendung von Goffmans Thesen auf klösterliche Quellen gelungen, ihre Forschung theoretisch gut zu verankern. Dieses methodische Vorgehen bildet eine geeignete Möglichkeit, das Studium der Alltagsgeschichte von Orden zu erweitern. Das Buch, das eine englische Zusammenfassung bietet, würde eine deutsche Ausgabe für die interessierte Leserschaft aus der „germanischen“ Servitenprovinz verdienen.

München

Jana Niedermaier

Cerman, Ivo: Habsburgischer Adel und Aufklärung. Bildungsverhalten des Wiener Hofadels im 18. Jahrhundert.

Franz Steiner, Stuttgart 2010, 503 S. (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 72), ISBN 978-3-515-09639-3.

Ivo Cerman, der als Historiker an der Südböhmischen Universität Budweis wirkt, hat zwei Promotionsstudiengänge absolviert und folglich auch zwei Dissertationschriften verfasst. Während die tschechische an der Karlsuniversität in Prag verteidigt wurde und 2008 unter dem Titel „Chotkové. Příběh úřednické šlechty“ (Die Choteks. Die Geschichte eines Beamtenadelsgeschlechts) veröffentlicht wurde, handelt es sich bei der hier rezensierten Studie um seine überarbeitete Dissertation an der Universität Tübingen. Thematisch überschneiden sich die beiden Bücher nur in einem Abschnitt, und zwar dem über die Geschichte der Choteks und ihre Erziehung und Ausbildung im 18. Jahrhundert (S. 266-313). Erwähnt werden sollte

auch, dass der Autor in der jüngeren Historikergeneration zu den wenigen gehört, die sich sowohl mit dem Barock als auch mit der Zeit der Aufklärung beschäftigen, seine Arbeiten also einen breiten Zeitraum in den Blick nehmen, wobei Cerman sich oft um eine neue Interpretation der Geschichte der Eliten in der Habsburgermonarchie des 18. Jahrhunderts bemüht. Dies bestätigt auch die hier besprochene Arbeit, die die Auswirkungen der aufklärerischen Ethik auf die Erziehung und Bildung des Adels am Wiener Hof untersucht. Dem Autor ging es dabei vor allem darum, die Frage zu beantworten, ob es in der Praxis zu einem Konflikt zwischen dem adeligen Ethos und den neuen Ansprüchen an Bildung kam. Die Geschichtsschreibung tendierte bislang zu eben dieser Auffassung und dazu, in der Aufklärung zuvorderst eine Ideologie der Stadtbevölkerung bzw. später des Staates unter der Führung von Joseph II. zu sehen. Cerman vertritt dagegen die These, dass der Staat nicht die alleinige Triebfeder des Fortschritts war, sondern der Adel relativ flexibel auf die Erziehungstrends der Zeit reagierte und ihm im Lauf des 18. Jahrhunderts die Anpassung an die veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen gelang.

Um das Verhältnis des Adels der Habsburgermonarchie zur Aufklärungsethik im Detail zu untersuchen, hat Cerman die Arbeit in vier große Abschnitte aufgeteilt. Im ersten beschäftigt er sich mit verschiedenen Moralkonzepten bei französischen Aufklärern und deren Vorstellungen von einer „moralisch richtigen“ Erziehung. Im zweiten Abschnitt widmet er sich dem Wiener Hofadel und untersucht, wie dieser die französische Aufklärung rezipierte. Er stellt die Lebenswelten dieser Adligen vor, in erster Linie jene in Wien und am Hof des Kaisers. Den Kern der Arbeit bilden dann das dritte und vierte Kapitel, in denen die typischen Bildungseinrichtungen jener Welt eingeführt werden (Hofmeister, Adelsakademien, namentlich das so genannte Theresianum in Wien und die Grand Tour). Der eigentliche analytische Teil der Arbeit besteht dann aus der Beschreibung und Interpretation des Erziehungsweges von drei Generationen dreier ausgewählter Adelsfamilien, die im 18. Jahrhundert auf verschiedene Weisen am Wiener Hof erfolgreich waren: die Grafen Chotek, die Cerman aus der Perspektive der Beziehungen zum Hof als „die Aufsteiger“ bezeichnet, die Fürsten von Dietrichstein, „die Etablierten“, und die Grafen von Windischgrätz, „die Aussteiger“.

Um es gleich vorwegzunehmen: Ich halte die Arbeit für gelungen und ausgereift. Sie bedient sich neuer Interpretationsansätze und bringt, indem sie die Adelserziehung in einem neuen Licht präsentiert, die Forschung zur Geschichte der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert voran. Dabei weist sie auch auf Fälle schwerwiegender Fehlinterpretationen der Rolle des Adels in Gesellschaften der Aufklärungszeit in einigen älteren Arbeiten hin. Dennoch stellten sich mir bei der Lektüre der Arbeit an einigen Stellen gemischte Gefühle ein. Meine Vorbehalte betreffen erstens die Konzeption der Arbeit (bzw. des vierten Kapitels), zweitens meine ich, dass Cerman trotz guter Kenntnis der Literatur einige relevante Werke übergangen hat, und drittens bin ich bei der Lektüre auf faktische Fehler gestoßen. Diese Kritik will ich etwas ausführen.

Als problematisch erachte ich die Konzeption des Kerns der Arbeit, die sich auf drei aufeinanderfolgende Generationen dreier Familien konzentriert. Zwar ermöglicht es dieser Zuschnitt, die Veränderungen der Erziehungsstrategien der Adels-

familien genau nachzuzeichnen, doch kann Cerman keine wirklich aussagekräftige Grundmenge an Informationen sammeln. Auf dieser relativ schmalen Basis allgemeine Schlüsse für den gesamten Untersuchungszeitraum zu ziehen, wie es hier immer wieder geschieht, halte ich nicht für zulässig. Um mit dem Phänomen der Grand Tour ein Beispiel zu geben: Theoretisch sollten neun solcher Reisen analysiert werden (drei Familien mit je drei Generationen), tatsächlich absolvierten nur zwei Generationen der Choteks (1727-1730, 1768-1770), zwei der Dietrichsteins (1719-1724, 1749-1751) und lediglich eine der Windischgrätz (nach dem Jahr 1687) eine Grand Tour, über die der Autor jedoch so gut wie nichts sagen kann. Er hat somit Beispiele für nur vier Kavaliereisen zur Verfügung: zwei aus der ersten und zwei aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, was ihn allerdings nicht daran hindert, allgemeine Schlüsse über die Art der Grand Tour jener Zeit zu ziehen. So behauptet er, dass die Kavaliereise in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nicht verschwunden sei, sondern sich lediglich verändert habe. Belege für diese These führt er jedoch kaum an, er beruft sich lediglich auf zeitgenössische Diskussionen über die Vor- und Nachteile von Auslandsreisen (S. 250-251, die nicht belegten Generalisierungen finden sich auf S. 294 und S. 450 f.). Es ist durchaus möglich, dass diese Thesen zutreffen – doch sind sie meiner Meinung nach unzureichend abgestützt. Weitere Adelsfamilien hätten sich durchaus heranziehen lassen – zumindest für die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts liegen in österreichischen wie tschechischen Archiven Quellen dazu vor.¹

Damit hängt auch das zweite Desideratum zusammen, nämlich dass gerade zu den Kavaliereisen einige wichtige Titel für die Untersuchung keine Berücksichtigung gefunden haben – darunter nicht nur tschechische Titel, sondern auch die grundlegenden deutschen Monografien aus der Feder von Antje Stannek und Mathias Leibetseder.² Daher finden sich im Text auch ohne Begründung einige durchaus umstrittene Thesen – zum Beispiel jene, dass man Kavaliereisen als Übergangsritual betrachten könne.³

Kleinere Faktenfehler verringern zwar nicht den allgemeinen Erkenntnisgewinn der Arbeit, dennoch stören sie den Gesamteindruck. Sie häufen sich im vierten Kapitel und betreffen überwiegend Zeitangaben.⁴ Größeres Gewicht als Ungenauigkeiten verschiedener Datierungen haben falsche Behauptungen wie die, dass sich

¹ Dazu: Kubeš, Jiří: *Kavaliérské cesty české a rakouské šlechty* [Die Kavaliereisen des böhmischen und österreichischen Adels] (1620-1750). Habilitationsschrift. Pardubice 2011.

² Stannek, Antje: *Telemachs Brüder. Die höfische Bildungsreise des 17. Jahrhunderts*. Frankfurt/M., New York 2001. – Leibetseder, Matthias: *Die Kavaliertour. Adlige Erziehungsreisen im 17. und 18. Jahrhundert*. Köln 2004.

³ So zu finden bei Stannek: *Telemachs Brüder* 19 f. – Kritisch dazu: Leibetseder: *Die Kavaliertour* 205 f. (vgl. Anm. 2).

⁴ Um nur ein paar Beispiele zu geben: Die Choteks kehrten nicht im März nach Paris zurück, sondern frühestens im Mai 1770 (S. 296), die jungen Choteks bekamen vermutlich im Jahre 1777 und nicht 1775 einen Hofmeister, als der älteste von ihnen gerade mal zwei Jahre alt war (S. 305). Leopold Ignaz IV. Reichsfürst von Dietrichstein hielt sich nicht von Mai bis Oktober 1681, sondern von Januar 1681 bis März 1683 in Paris auf (S. 318), Philipp Sigismund Graf von Dietrichstein besuchte Madrid an der Jahreswende 1671/1672 und nicht 1670 (S. 320).

Leopold Ignaz IV. Reichsfürst von Dietrichstein in Paris mit der Syphilis angesteckt habe (S. 261, 318, 339, 353) oder Franz Stephan von Lothringen auf seiner Reise nach Prag im Jahr 1723 den Lothringer Hof begleitet habe (S. 341).

Insgesamt handelt es sich um eine ambitionierte Arbeit, die Veränderungen in der Erziehung und Bildung des Adels der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert nachvollzieht und damit die Termini Aufklärung und aufklärerische Erziehung mit konkretem Inhalt füllt. Cerman entwickelt dabei die These, dass man diesen Zeitraum in drei Phasen aufteilen kann: Er spricht von der Konfessionalisierung der Erziehung und den Kavaliereisen (bis 1720), früh-aufklärerischer Erziehung und Reisen (1720-1760) und der „empfindsamen Länderreise“ (1760-1792). Seine Ergebnisse stützt er jedoch auf wenig repräsentative Quellen, was seine Hypothese bis zu einem gewissen Grad diskutabel erscheinen lässt. Verifizieren oder widerlegen kann dies jedoch erst die weitere Forschung, wozu – so hoffe ich – diese Rezension beitragen wird.

Pardubice

Jiří Kubeš

Hemmerle, Oliver Benjamin/Brummert, Ulrike (Hgg.): Zäsuren und Kontinuitäten im Schatten Napoleons. Eine Annäherung an die Gebiete des heutigen Sachsen und Tschechien zwischen 1805/06 und 1813.

Verlag Dr. Kovač, Hamburg 2010, 225 S., zahlr. Abb. (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit 62), ISBN 978-3-8300-3903-7.

Transnationale, vergleichende oder beziehungsgeschichtliche Perspektiven erfreuen sich in der Erforschung der sächsischen und böhmisch-tschechischen Geschichte seit mehreren Jahren großer Beliebtheit.¹ Einen in diesem Umfeld angesiedelten Tagungsband haben unlängst die Chemnitzer Romanistin Ulrike Brummert und der im Wintersemester 2011/12 als Gastdozent an der Universität Stendhal-Grenoble 3 lehrende Historiker Oliver Benjamin Hemmerle vorgelegt. Er versammelt einen Teil der Beiträge eines deutsch-tschechischen Workshops, der vom 31. Mai bis 2. Juni 2007 in Boží Dar (Gottesgab) stattgefunden hat und vom damaligen Sächsisch-Tschechischen Hochschulkolleg (STHK) – mittlerweile als Sächsisch-Tschechische Hochschulinitiative (STHI) im Rahmen des EU-Förderprogramms Ziel 3/Cíl 3 weitergeführt – organisiert worden war. Neben der Realgeschichte der napoleonischen Feldzüge zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Sachsen und Böhmen widmete er sich auch der Wirkungsgeschichte der Napoleonischen Ära in den betroffenen Räumen bis in die Gegenwart; damit erklärt sich die Bezugnahme auf die heutigen territorialen Bezeichnungen anstatt des zeitgenössischen „Böhmen“ in den Titeln von Workshop und Tagungsband.

Als entsprechend zweigeteilt erweist sich die inhaltliche Ausrichtung der auf ein Vorwort des französischen Historikers Jean Tulard und die Einführung der beiden Herausgeber folgenden Beiträge. Vier von ihnen – verfasst von Rainer Wächtler,

¹ Vgl. etwa die Bände von *Schattkowsky*, Martina (Hg.): Die Familie von Büнау. Adels-herrschaften in Sachsen und Böhmen vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Leipzig 2008 und *Řezník*, Miloš (Hg.): Grenzraum und Transfer. Perspektiven der Geschichtswissenschaft in Sachsen und Tschechien. Berlin 2007, um nur zwei entsprechende Beiträge zu nennen.

Josef Mazerath, Roman Töppel und Sebastian Schaar – verfolgen die realgeschichtliche Perspektive und behandeln die Auswirkungen des Friedens von Lunéville auf die Region, die Rolle des sächsischen Adels in diesem historischen Umfeld sowie die wirtschaftlichen und individuellen Nachwirkungen der napoleonischen Militär- unternehmungen. Hervorzuheben ist hierbei die vielfach erfolgte Nutzung umfangreicher Aktenbestände besonders aus sächsischen Archiven, die freilich einhergeht mit einer gewissen Überbetonung des sächsischen Elements in diesem Abschnitt des Bandes. Ein Referat des Workshops, das die polnische Perspektive als vergleichendes Moment mit einbezog, ist leider nicht enthalten.

Ein zweiter Teil mit ebenfalls vier Beiträgen – einer wird beige-steuert von Jan Zajíc, drei weitere stammen aus der Feder des Mitherausgebers Hemmerle, wobei darunter einer gemeinsam mit Joachim Hemmerle verfasst wurde – widmet sich dann der Wirkungsgeschichte. Thematisiert werden hier die literarische Rezeption am Beispiel von Max Brod, die historiografische am Beispiel von August Fournier und Max Markov, die heutige Behandlung des Sujets im regionalen Geschichtsunterricht sowie – in Anlehnung an das Schlagwort des „Mythos Napoleon“ – die „Monumentalisierung“ und „Musealisierung“ der Napoleonischen Ära im 19. und 20. Jahrhundert. Auch hier ist ein gewisses Überwiegen der „deutschen“ Perspektive festzustellen, da zwei im Tagungsprogramm ausgewiesene Referate tschechischer Historiker keinen Eingang in den Band gefunden haben.

Wo nun jedoch der „gewöhnliche“ Tagungsband endet, lassen Brummert und Hemmerle noch einen umfangreichen Materialanhang folgen, der ungefähr die Hälfte der Gesamtseitenzahl einnimmt und den Erkenntniswert der Publikation stellenweise immens erhöht. Zu nennen sind hierbei zunächst ein umfangreiches Orts- und Namensregister sowie eine 13 Seiten umfassende, ausführliche Bibliografie, die deutsche, französische und tschechische Beiträge versammelt und bis in die zeitgenössische Literatur der Napoleonischen Zeit zurückweist. Für Forscher und Interessierte, die sich mit Teilbereichen der dargestellten Thematiken befassen, stellt dies eine wahre Fundgrube dar. Erwähnenswert ist weiterhin der Dokumentenanhang unter der Überschrift „Trouvaillen“ (S. 135-206!), in dem Aktenstücke, Lied- und Gedichttexte, Tagebucheinträge, Briefe sowie zahlreiche weitere Materialien – etwa von Tomáš Garrigue Masaryk, Franz Kafka und Edvard Beneš – vor allem in Ergänzung zum wirkungsgeschichtlichen Teil abgedruckt und kommentiert sind. Ebenfalls finden sich hier viele Literaturangaben und mögliche Ansätze für weitergehende Forschungen. Etwas weniger Erkenntnisgewinn bieten hingegen die unter dem Schlagwort „Enquete“ versammelten Äußerungen von zwölf Personen des öffentlichen Lebens in Sachsen und Tschechien, die einen Blick auf das populäre Geschichtsbild von der Napoleonischen Ära bieten sollen. Das von den Herausgebern intendierte „Stimmungsbild“ vermögen sie zu zeichnen, für weitergehende Aussagen sind sie jedoch überwiegend zu knapp und allgemein gehalten.

Zu bemängeln sind zudem einige gestalterische Elemente. Die zahlreichen Abbildungen sind über das gesamte Buch verstreut und stellenweise weit vor den Textstellen abgedruckt, auf die sie sich beziehen. Da ein zentrales Abbildungsverzeichnis fehlt, fällt die Orientierung hier schwer. Viele der durchgängig schwarz-weißen Illustrationen sind so kleinformatig, unscharf und verpixelt abgedruckt, dass darauf

kaum etwas zu erkennen ist (S. 16, 36, 76, 116, 137, 162, 176). Die Beschränkung auf einige wenige, dafür in höherer Qualität wiedergegebene Abbildungen wäre wohl sinnvoller gewesen. Für Quellenzitate im Text, die Bibliografie und besonders den Anmerkungsapparat wurde eine unüblich kleine Schriftgröße gewählt, die das Lesen vor allem bei längeren Passagen unnötig erschwert. Sein selbstgestelltes inhaltliches Ziel, Desiderata und Anknüpfungspunkte einer vergleichenden Geschichte des Napoleonischen Zeitalters im sächsisch-böhmischen/tschechischen Raum aufzuzeigen (S. 14), kann der Band gleichwohl erfüllen.

Chemnitz

Martin Munko

Marinelli-König, Gertraud: Die böhmischen Länder in den Wiener Zeitschriften des Vormärz (1805-1848). Tschechische nationale Wiedergeburt – Kultur und Landeskunde von Böhmen, Mähren und Schlesien – Kulturelle Beziehungen zu Wien. Teil 1.

Verlag der ÖAW, Wien 2011, 1027 S. (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte, Bd. 801. Veröffentlichungen zur Literaturwissenschaft des Instituts für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte unter der Leitung von Michael Rössner 28), ISBN 978-3-7001-6551-4.

Die Bibliografie, entstanden an der Wiener Akademie der Wissenschaften, erschließt wichtiges kulturgeschichtliches Material und vervollständigt die bereits vorliegenden Bände des Wiener Vormärz-Slavica Projektes, in dem entsprechende Bibliografien von Texten in Wiener Zeitschriften zu Russland (1990), Polen und Ruthenen (1992), den Südslaven (1994) und Oberungarn bzw. der Slowakei (2004) vorgelegt wurden. Ausgehend von der Leitidee der Kommission für Kulturwissenschaft und Theatergeschichte, nach der kollektive Identitäten durch kulturelle Praktiken und soziale Strategien implementiert werden, wird mit der bibliografischen Erfassung von Texten aus dem böhmisch-mährisch-schlesischen Kulturraum, die in der Wiener Unterhaltungspresse erschienen, die Basis für die Rekonstruktion eines zentralen kulturhistorischen Diskurses gelegt. Hervorzuheben ist dabei der Fachgrenzen überschreitende Ansatz, da nicht nur Texte erfasst werden, die sprachlich der Slavica zuzurechnen sind, sondern – dem bilingualen Charakter der böhmischen Länder entsprechend – auch solche, die in das Paradigma der Germanistik fallen. Insbesondere im Böhmen-Band wird das zentraleuropäische Konzept eines historischen Kommunikationsraumes (so Moritz Csáky) in besonderer Weise transparent.

Der hier vorgelegte Band zu den böhmischen Ländern schließt in Teil 1 Literatur und Schrifttum ein, aufgeteilt in Belletristik, Literaturkritik, Periodika, Bibliografien und Lexika sowie Buchproduktion und -vertrieb. Erfasst wurden Texte von 259 aus den böhmischen Ländern stammenden Autoren, die in der Wiener Presse im Vormärz publizierten. Darunter finden sich auch Repräsentanten der deutschböhmischen Kultur wie Karl Egon Ebert mit 71 Beiträgen sowie Ludwig August Frankl mit 247 Beiträgen, wobei Frankl mit seinen „Sonntagsblättern“ auch ein führendes Periodikum im Wiener Vormärz herausgab. Aufschlussreich ist zudem, dass František Palacký mit nur einem Eintrag in den „Erneuerten Vaterländischen Blättern“ 1820 auftaucht, allerdings werden die Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der böhmischen Länder erst Gegenstand des II. Teilbandes sein.

Das in dem Projekt erschlossene Material eröffnet vielfältige Möglichkeiten für weitergehende Forschungen, hier seien einige der wichtigeren aufgeführt: Erstens bietet sich die thematisch-inhaltliche Erfassung einer deutschsprachigen Literatur der böhmischen Länder über spezifische Themen und zugrunde liegende argumentative Strategien an. Zweitens könnte die Rolle der Literatur und Publizistik im Kontext dominanter nationalintegrativer und -exklusiver Prozesse sowie als Ansätze alternativer Identitätsbildungsangebote untersucht werden. Denn wenigstens vor 1848 zeigte sich der Diskurs um die nationale Frage als ein verhandelbares Terrain mit Perspektiven einer übernationalen Konsensoption. Überraschend ist zumindest die breite und intensive Rezeption von tschechischsprachigen Periodika in der Wiener Presse. Das Material erlaubt drittens eine Rekonstruktion der supranationalen Traditionen, die bis 1848, teilweise darüber hinaus, eine wichtige Determinante in den nationalkulturellen Diskursen bilden. Viertens ließe sich die österreichische Literatur aus dem sich herausbildenden nationalphilologischen Kanon der deutschen Literatur ausgrenzen und ein eigener literarischer Raum rekonstruieren, in dem nicht nur die Wiener Dramatik (Grillparzer, Nestroy, Raimund) oder Adalbert Stifter eine wichtige Rolle spielten, sondern sich ein vielfältiges, auch übernationales (interkulturelles) literarisch-publizistisches Feld eröffnete. Schließlich lassen sich fünftens rezeptionshistorische Arbeiten mit Hilfe des Materials auf eine fundiertere Textbasis als bisher stellen. Und nicht zuletzt bietet der vorliegende Band neue Analyse-Möglichkeiten im Hinblick auf eine vergleichende Kontextualisierung in räumlicher Hinsicht. Für die Habsburgermonarchie im Vormärz wäre dabei an weitere zentrale Medienorte zu denken, im Falle der Publizistik Böhmens sind dies vor allem Prag und Leipzig.

Angesichts der Konjunktur, der sich diskursanalytische Studien in den Geschichts-, Kultur-, Literatur- und Sprachwissenschaften erfreuen, und aufgrund der Bedeutung von die nationalphilologischen Grenzen überschreitenden Ansätzen, die von transkulturellen bis zu postkolonialen Konzepten und Theoriemodellen reichen, ist der Publikation eine breite Rezeption und Wirkung garantiert, zumal damit ein eher schwierig zu erschließendes, nur an wenigen Bibliotheken vollständig vorhandenes Material nun zumindest bibliografisch verfügbar gemacht wird. Auch wenn die Ganztextlektüre sicher nicht ersetzt werden kann, so ermöglicht die vorliegende benutzerfreundliche Bibliografie, die zudem an den formalen Aufbau der Reihe anschließt, eine rasche Orientierung, von der die geistes- und kulturwissenschaftliche Forschung allemal wird profitieren können.

Die Besprechung kann sich somit ohne weiteres der Einschätzung einer Rezension zum Polen- und Ruthenen-Band anschließen, in der die Sammlung als „Lesebuch, Nachschlagewerk, Arbeitsbuch und weiterführende Quellensammlung“ gelobt wurde. Für die Forschung zu den böhmischen Ländern wird die verdienstvolle Arbeit von Gertraud Marinelli-König mit Sicherheit zu einer Standard-Bibliografie avancieren.

Gammerl, Benno: Untertanen, Staatsbürger und Andere. Der Umgang mit ethnischer Heterogenität im Britischen Weltreich und im Habsburgerreich 1867-1918.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2010, 400 S., 9 Abb., 4 Diagramme, 7 Tabellen, 5 Karten (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 189), ISBN 978-3-525-37011-7.

In der Druckfassung von Benno Gammerls Dissertation (Freie Universität Berlin 2008) wird der Versuch unternommen, das Britische Imperium und die Habsburgermonarchie hinsichtlich ihres Umgangs mit ethnischen Unterschieden und Staatsangehörigkeitsfragen zu vergleichen. Auf den ersten Blick mag das gewagt erscheinen, handelt es sich doch um sehr unterschiedliche Staatsgebilde, doch rücken so einige oft übersehene außereuropäische Regionen ins Blickfeld. Die Arbeit ist im Ansatz wie in ihrer Struktur durchaus originell, interpretatorisch verbindet sie drei verschiedene Konzepte. Mitunter liest sich das Ergebnis allerdings beschwerlich – z. B. wenn die politische Situation vor dem Ersten Weltkrieg in Österreich und Indien verglichen wird. Doch lohnt es sich, sich auf die Versuchsanordnung und die Fragen des Autors einzulassen. Denn einerseits wird klar, dass beide Imperien sehr unterschiedliche Ziele verfolgten, andererseits muss dem Bemühen des Autors Respekt gezollt werden, sich einer so ungewöhnlichen und auch schwierigen Aufgabe zu stellen. Dabei geht es auch um verschiedene Rechtskulturen – die kontinentale (germanisch-römische) und die angloamerikanische (Common Law). Bisher hat sich die Forschung zu Fragen der Nationalitätenpolitik und Minderheiten weitgehend auf die Analyse europäischer Verhältnisse konzentriert, ohne dabei tiefere Vergleiche mit anderen Teilen der Welt zu ziehen.

Nach der Einleitung samt einem Aufriss methodologischer Fragen präsentiert Gammerl drei verschiedene Logiken: die der „Nationalisierung“, die er an den Beispielen Kanadas und Ungarns ausführt; „etatistische Ansätze“, in deren Rahmen Österreich (Cisleithanien) und Britisch-Indien untersucht werden, und als dritte Logik die „imperialistischen Situationen“ mit den Fallbeispielen Bosnien und Britisch-Ostafrika. Im Grundsatz geht es bei der erstgenannten Logik um das Konzept einer definierten inneren Homogenität, die sich nach außen hin abgrenzt und für andere verschlossen bleibt. Für den „etatistischen Zugang“ steht das praktische Funktionieren des Staates im Vordergrund, dafür wird auf Bemühungen, die Bevölkerung nach einem bestimmten Vorbild zu homogenisieren, verzichtet. Die „imperialistische Situation“ indessen verweist darauf, dass die nichtprivilegierte, ursprüngliche Bevölkerung sehr klar und deutlich von den Kolonialherren, die sich durch ihre dominante Stellung auszeichnen, getrennt ist.

Im zweiten Teil des Buches werden die historischen Entwicklungen – von der ethnischen Neutralität am Ende des 19. Jahrhunderts über „Die Ethnisierung des Rechts“ zu Anfang des 20. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg – vorgestellt, der gleichbedeutend mit der Durchsetzung völkischer und nationaler Mittel in der Politik vieler Staaten war. Dieser Überblick wird im Detail sicher nicht allen Aspekten des Fragenkomplexes gerecht (zumal die Auswahl der Fakten mitunter überrascht und deren Relevanz oft nicht erklärt wird), doch ist die These einer wachsenden Bedeutung ethnischer Elemente in Recht wie Politik zu jener Zeit insbesondere für Zentraleuropa zutreffend. Deutlich wird, wie verschieden die Konzeptionen bei-

der Großreiche waren. Zugleich widerspricht Gammerl aber der These, dass dem liberalen Zugang des Britischen Imperiums (und des Westens im Allgemeinen) eine generelle Nationalisierung in Zentraleuropa gegenüberstand.

Als Rechtshistoriker möchte ich mich auf die rechtlichen Aspekte konzentrieren, mit denen sich die Arbeit befasst. Zwar ist der Versuch einer Systematisierung der die Ethnien betreffenden politischen Maßnahmen und der damit verbundenen rechtlichen Bestimmungen inspirierend, doch stößt er im Konkreten auf vielerlei Probleme: Der überwiegende Teil einer Rechtsordnung ist langfristig stabil und verfügt darüber hinaus in den meisten Teilen der Welt über einen vergleichbaren Kern, dessen eine gemeinsame Grundlage das römische Recht ist, was einen Vergleich ermöglicht. Bei der Frage jedoch, wie die Nationalitäten beziehungsweise Minderheiten betreffenden rechtlichen Aspekte gestaltet sind, verhält es sich anders. Hier sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Staaten dermaßen groß, dass der Vergleich schräg wird, weil vollkommen andere Vorstellungen und Begrifflichkeiten vorliegen. Auch kann man nicht generell von langer Dauer ausgehen: Allein in den böhmischen Ländern haben sich im 20. Jahrhundert die Staatsordnung und damit auch zentrale Elemente des Rechtssystems mehrfach grundlegend verändert. Gammerl hat sich zudem überwiegend auf Fragen der Zuwanderung und der Staatsbürgerschaft beschränkt, hieraus Schlüsse über Kategorien der Nationalitätenpolitik zu ziehen, erscheint mir diskussionswürdig. So unterstützen auch Staaten mit Verfassungen, die die staatsbürgerlichen Rechte ohne Bindung an eine bestimmte Volksgruppe gewähren (wie die Tschechische Republik), ihre Landsleute im Ausland und erleichtern deren Remigration. Die Zuwanderungspolitik muss nicht notwendigerweise mit der oftmals weitaus wichtigeren Nationalitätenpolitik verbunden sein. In Staaten, die das Ziel nur weniger Migranten waren, wurde diese Frage eher als nebensächlich gesehen. So ist der Vergleich von Österreich mit Kanada, einem Land, für das Einwanderung stets eine ganz zentrale Bedeutung hatte, nicht besonders produktiv.

Generell gilt es zu sagen, dass der Arbeit eine systematische Auseinandersetzung mit zentralen Begriffen fehlt – so z.B. mit dem der Diskriminierung, der hier aus rechtlicher Sicht verwendet, aber nicht spezifiziert wird. Das führt dazu, dass manche beschriebenen Regelungen irreführend erscheinen. Ein Beispiel ist die Frage der Gleichheit, die in vielen Staaten (typischerweise Frankreich) traditionell für alle Bürger galt und gilt, ohne dass dabei ihre Herkunft eine Rolle spielt. Diese Gleichheit bedeutet aber auch, dass alle in Schulen und Ämtern die Staatssprache verwenden müssen, Besonderheiten und Ausnahmen rechtlich nicht berücksichtigt werden. Solch ein Verständnis von Gleichheit wäre zum Beispiel in Österreich (Cisleithanien) oder auch in der Tschechoslowakischen Republik der Zwischenkriegszeit als brutale Diskriminierung verstanden worden. Viele Staaten erkannten deshalb spezielle Minderheitenrechte an, die sich hauptsächlich in drei Gruppen zusammenfassen lassen – Amtssprache, Schulpolitik für Minderheiten und das System der Verwaltung (das Recht, sich an öffentlichen Angelegenheiten zu beteiligen). Indessen standen in diesen Ländern die Bestimmungen über Zuwanderer eher am Rande des öffentlichen Interesses.

Kritisch angemerkt sei auch, dass einige das Recht betreffende Behauptungen widersprüchlich sind. Das Kapitel „Die Ethnisierung des Rechts“ (S. 285-326) ist

meiner Ansicht nach viel zu ausführlich geraten, da es hier nur um den Einfluss einiger Teilaspekte geht. Nur ein Detail ist, dass das Jahr 1867 bei der Abschaffung des Neoabsolutismus keine so dominante Rolle gespielt hat, wie wir bei Gammerl lesen (S. 73). Insbesondere der darauf folgende Vergleich der kritisierten feudalen Traditionen Englands mit dem modernisierten Recht Österreichs erscheint mir diskussionswürdig. Diese kritischen Einwände, die hauptsächlich die rechtlichen Aspekte der Abhandlung betreffen, ändern aber nichts an der Gesamteinschätzung der Publikation: Gammerl hat eine anregende Studie vorgelegt!

Prag

René Petrás

Die Protokolle des österreichischen Ministerrates 1848-1867. Abt. II: Das Ministerium Schwarzenberg. Bd. 4: 14. Oktober 1850 - 30. Mai 1851. Bearb. und eingeleitet von Thomas Kletečka unter Mitarbeit von Anatol Schmied-Kowarzik.

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2011, 577 S., ISBN 978-3-7001-6836-2.

Ein chronisches Budget-Defizit und ehrgeizige Machtpolitik schließen einander auch dort nicht aus, wo ein noch recht junger Monarch von einem erfahrenen älteren Politiker beraten wird. Das zeigt der jüngste Band der eindrucksvoll langen Reihe der Österreichischen Ministerratsprotokolle, der ein ereignisreiches halbes Jahr der Regierung des damals erst zwanzig Jahre alten Kaisers Franz Joseph dokumentiert. Ende 1850, Anfang 1851 konnte es so scheinen oder konnte man sich einreden, dass das Schlimmste überstanden und die Zeit gekommen sei, in die scheinbar bewährten Bahnen „vormärzlicher“ Politik zurückzulenken. Die Revolution in Wien und in Ungarn war besiegt, die preußische Deutschlandpolitik unsicher geworden, Russland auf der Seite Österreichs – und Frankreich und Großbritannien nicht auf der Gegenseite. Das konnte den Erfolg eines Gegenangriffs auch gegen den Rivalen Preußen möglich erscheinen lassen: eine Reform des Deutschen Bundes von 1815, die Österreichs Hegemonie verstärken und Rücksichten auf die andere deutsche Großmacht unnötig machen sollte: also Eintritt des ganzen Kaiserstaats statt bloß seiner „deutschen“ Westhälfte in den Bund, von dessen 70 Millionen Einwohnern 36, mehr als die Hälfte, eigene Untertanen waren und weitere Millionen in den deutschen Mittelstaaten Österreich schon deshalb freundlich gesinnt sein würden, weil sie sich gegen den scharfen Wind der preußischen Zollvereinspolitik schützen lassen wollten. Dem gegenüber stand Preußen mit nicht ganz 17 Millionen Einwohnern und einem König, der angesichts der Opposition nicht weniger preußischer Konservativer und der mittelstaatlichen Regierungen nur noch mit halbem Herzen den Plan unterstützte, einen „kleindeutschen“ Bundesstaat ohne Österreich zu gründen, die „Union“. Auch war das preußische Heer noch nicht so stark wie nach den Reformen der 1860er Jahre. Wenn diese Politik zu kriegerischen Auseinandersetzungen führte, durfte man also mit einem Sieg rechnen. Die in der Besprechung der Bände 1 bis 3 dieser Abteilung II (Bohemia 47, 2006/07, 483-485) angedeutete Lage des österreichischen Kaiserstaates mit seinem jungen Kaiser erschien also unverändert gut.

Das Budget-Defizit im Etat für 1851, das der Finanzminister am 20. Januar dem Ministerrat vorlegte, war allerdings erschreckend. Vorgesehenen Ausgaben von mehr

als 332 Millionen Gulden standen knapp 206 Millionen Einnahmen gegenüber, die fehlenden 126 Millionen machten also fast 38 Prozent aus. Auch war Österreichs Währung nach damaligen Begriffen zerrüttet, d. h. zu wenig durch Silber oder gar Gold gedeckt. In dieser Lage nicht nur keine in Wirksamkeit stehende Konstitution zu haben, sondern auch noch seine wenigstens einigermaßen „konstitutionelle“ Regierung durch einen „Reichsrat“ möglichst zu neutralisieren, war also recht problematisch. Aber eben dazu riet der Freiherr von Kübeck, inzwischen 70 Jahre alt und – gerade auch als vormärzlicher Finanzminister – offenbar erfahren, und der junge Kaiser folgte ihm. Wie Kübeck agierte, erfährt der Leser in der Einleitung des Bearbeiters naturgemäß deutlicher als in den Protokollen selbst, die vor diesem Hintergrund dennoch aufschlussreich genug sind. Waren die Minister selbst unsicher oder warum wehrten sie sich nicht stärker gegen eine tatsächliche Verfassungsänderung, mit der die Bewahrung des Vertrauens in den Kaiserstaat (also seines Kredits) gewiss nicht einfacher werden würde? Oder waren sie mit der Bewältigung ihrer alltäglichen Traktanden so sehr gefordert, dass sie einfach die Zeit und Kraft nicht erübrigen konnten, die sie zur Abwehr gebraucht hätten? Auch die nur wenigen Tagesordnungspunkte, in denen es irgendwie um die böhmischen Länder ging, zeigen, was das „Tagesgeschäft“ war: Vorbereitungen für den zu riskierenden Krieg um die Hegemonie über Deutschland, Eisenbahnen, Organisation von Gerichten, Milderung oder Bestätigung von Todesurteilen, Auszeichnungen, Schul- und Universitätsfragen und was sonst noch alles – für einen Kampf um die Aufrechterhaltung wenigstens des Maßes an „konstitutioneller Regierung“, das Österreich verblieben war, fehlten wohl einfach die Kapazitäten. Auch dieser Band der großen Edition, die sich sichtbar ihrem Abschluss nähert, lässt einen genaueren Blick in den Regierungsalltag zu, ohne „die große Politik“ unsichtbar zu machen; ihr ist ein zügiger und weiterhin guter Fortgang zu wünschen.

Tübingen

Bernhard Mann

Leclerc, Hélène: Une littérature entre deux peuples. Écrivains de langue allemande en Bohême 1815-1848.

Presses Universitaires du Mirail, Toulouse 2011, 376 S., ISBN 978-2-8107-0150-6.

In Frankreich sind bisher nicht viele Werke erschienen, die sowohl aus deutschen als auch aus österreichischen und tschechischen Quellen schöpfen. Dies ist bei der überarbeiteten Dissertation (Universität Toulouse) von Hélène Leclerc der Fall. Es ist ihr großes Verdienst, einem französischen Publikum Forschungen näherzubringen, die auf die Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen in den böhmischen Ländern abzielen und deren Ergebnisse in Frankreich kaum rezipiert wurden, wie z. B. Arbeiten von Steffen Höhne, Kurt Krolop, Michal Klíma, Jiří Kořalka, Václav Petrbok und Michael Wögerbauer.

Leclerc ergänzt somit in wertvoller Weise das österreichische deutschsprachige Tableau, das seinerzeit von Claudio Magris erstellt wurde. In seiner Arbeit „Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur“ (1963, 1988) hatte Magris den Beitrag dieser Literatur zum supranationalen österreichischen

Mythos nach 1815 untersucht. Auch Leclerc widmet sich der deutschsprachigen Literatur, nun aber in Böhmen angesiedelt und eingerahmt von einer supranationalen konkurrierenden Tradition, dem Bohemismus, der als „Integrationsmodell in den böhmischen Ländern“ bezeichnet wird, der „versucht, die Unterschiede und die nationalen Interessen zwischen den Tschechen und den Deutschen zu Gunsten eines territorialen Patriotismus zu verwischen“ (S. 18). Doch anders als Magris befasst sich Leclerc ausschließlich mit dem Vormärz – in einem weitgefassten Sinne – und schließt mit dem Jahr 1848. Das begründet sie mit der starken Bindungskraft, die diese Zeit als „Keimzelle“ der späteren nationalen Konflikte entfaltete. Hinzugefügt werden muss, dass die Revolution von 1848 in mehrfacher Hinsicht zum Scheitern des Bohemismus beitrug und für viele Autoren einen Bruch in der „persönlichen, politischen und literarischen Laufbahn“ darstellte. Diese „unbekannten“ Autoren, oft ausgesprochene Vielschreiber, stammten alle aus Böhmen. Sie verhandelten böhmische Themen in Zeitschriftenbeiträgen ebenso wie in ihren literarischen Werken, die sie in Prag, Wien und Leipzig veröffentlichten, wo sie miteinander und mit den großen zeitgenössischen Schriftstellern in Österreich und Deutschland in Kontakt standen. Sie alle befanden sich – und das ist der zentrale Punkt – in der liberalen Opposition zum Wiener Zentralismus. So wird uns eine relativ homogene Gruppe von Wolfgang Adolf Gerle bis Uffo Horn, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Siegfried Kapper, Leopold Kompert und Karl Viktor Hansgirk über Karl Egon Ebert, Carl Herloßsohn und Josef Wenzig (die biografischen Angaben der zehn Autoren sind im Anhang zusammengefasst) präsentiert. Leclerc zitiert in französischer Übersetzung zahlreiche Werke und Dokumente, mitunter auch bisher unveröffentlichte. Dabei bewegt sie sich mit großer Leichtigkeit durch die Texte und kommentiert sie auf zugängliche Weise, so dass man sich ein gutes Bild machen kann. Bohemisten werden es allerdings bedauern, nicht über die Zitate in der Originalsprache zu verfügen.

Leclerc gliedert ihre Betrachtung über den „bohemistischen“ Diskurs der genannten Autoren in fünf Kapitel, in denen sie sowohl synchron als auch diachron vorgeht, um so gekonnt der Gefahr einer losen Aneinanderreihung der Monografien zu entgehen. Das erste Kapitel kontextualisiert die persönlichen Erfahrungen der Schriftsteller mit den historischen, politischen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Phänomenen der Epoche und richtet das Augenmerk auf die konkurrierenden „Patriotismen“ der Zeit: Österreichertum, Großdeutschtum, Bohemismus, Slawentum und Tschechentum.

Das zweite Kapitel „Netzwerke und Vermittlungsprogramme“ setzt sich mit den unterschiedlichen Tätigkeiten der Schriftsteller, ihren Verbindungen und vor allem ihrer Vorstellung davon auseinander, wie sie als „Erinnerungsträger“ an der Wiederbelebung ihrer böhmischen Heimat, um deren Ansehen es nicht gut bestellt war, mitwirken konnten. Darauf folgt das umfangreichste Kapitel über „Geschichte und Gedächtnis“. Hier wird untersucht, wie die Autoren, die als Vermittler von Erinnerung in Erscheinung treten wollten, die Vergangenheit erinnerten, als die Geschichte zwischen Deutschen und Tschechen zur Streitfrage wurde. Leclerc zeigt, dass die Schriftsteller dabei streng genommen nicht historisch vorgehen, sondern eine Art „geschichtlichen Synkretismus“ praktizierten, um auf diesem Weg ein Gedächtnis zu schaffen, das nach Pierre Nora „die Erinnerung ins Sakrale rückt“ (S. 161). Sie tru-

gen also, so Leclerc, aktiv zur Entstehung der böhmischen Erinnerungsorte bei, die beiden nationalen Gruppen des Landes gemein seien – denn wenigstens in dem Wunsch, ein Literaturerbe und eine Tradition zu schaffen, sind sich die böhmischen Deutschen und die Tschechen einig, wie konstruiert diese Tradition auch sein mag.

Das vierte Kapitel widmet sich den „Formen der Literarisierung einer konstruierten, erwünschten, erträumten oder imaginierten Symbiose“, einer „Topographie des Dialogs“, wie sich die von Leclerc untersuchten Autoren es wünschten: Damit trugen sie zur Entstehung einer wahrhaft böhmischen Literatur bei, mit der ihnen eigenen Vorliebe für Geschichte, ihren Themen und Lieblingsmotiven (Musik, Landleben, Beziehungen zwischen den Nationalitäten). Das Ganze mündete in einem eindringlichen Aufruf zur Brüderlichkeit, der auch der Vorbeugung künftiger Zerwürfnisse dienen sollte. Denn, wie das fünfte Kapitel des Buches zeigt, stellte die Revolution von 1848 vor allem den Traum vom Ausgleich auf die Probe. Mit der thematischen und stilistischen Analyse der seinerzeit in der Presse erschienenen Gedichte sowie der Artikel und Memoiren „ihrer“ Autoren, die um das Jahr 1848 erschienen waren, zeigt Leclerc die Ausweglosigkeit, zu der solch ein Engagement führte.

Leclerc legt nahe, dass der Bohemismus des Vormärz als Versuch, eine eigene böhmische Identität herauszubilden, in eine Sackgasse geraten ist. Sie hätte abschließend versuchen können, die Ursachen für dieses Scheitern synthetisch herauszuarbeiten. Zwar macht sie den Unterschied zwischen dem traditionellen territorialen Patriotismus des böhmischen Hochadels und dem Engagement der untersuchten Autoren – oder wie sie es formuliert: zwischen der adeligen Ablehnung des Nationalismus und dem Ansinnen der Intellektuellen, eine Verbindung zwischen den nationalen Bewegungen zu sein – deutlich. Doch kann sie die Neugierde des Lesers, weshalb die Tschechen die ihnen „angebotene Hand“ zurückwiesen, nicht wirklich stillen. Rührt das Problem nicht gerade aus dem Liberalismus der Schriftsteller? Ist ihre Position hier nicht in sich widersprüchlich? Schon Nipperdey hat geschrieben, dass für die Deutschen jener Zeit Liberalismus und Nationalismus identisch waren (S. 38): Wenn der Kampf um die politische Freiheit untrennbar mit dem Projekt der deutschen Einigung verbunden war, für das die Autoren tatsächlich nicht unempfänglich waren, muss mitgedacht werden, dass sie sich mit ihrer Ablehnung des Wiener Absolutismus de facto für ein deutschnationales Projekt und zugleich für das konkurrierende tschechische nationale Projekt stark machten. Folglich ist der Vorwurf der „Tschechomanie“, den man ihnen aufgrund ihrer Sympathien für die Tschechen machte, nicht völlig ungerechtfertigt. Schlimmer noch: Muss man diese Sympathie, die in Wirklichkeit eine oft durch und durch paternalistische Haltung und mitunter sogar von Verachtung getränkt war, nicht auch misstrauisch betrachten? Selbstverständlich lehnten die Autoren jede Form der gewaltsamen Germanisierung der Tschechen ab. Dennoch war ihre Vorstellungswelt von Vorurteilen durchsetzt, die von Herder und der Romantik herrührten: Sie zogen die „Überlegenheit der deutschen Kultur“ und die politische Reife der Deutschen keineswegs in Zweifel und fühlten sich im besten Fall als „Erben der slawischen Vergangenheit Böhmens“ (S. 123), im schlechteren betrachteten sie die Tschechen als Deutsche, die eine slawische Sprache sprechen. Die Zugehörigkeit Böhmens zum deutschen Raum war für

sie in jeder Hinsicht eine Selbstverständlichkeit. Die Tschechen indessen ließen sich davon nicht beirren und entschlossen sich 1848 für den Weg des Austroslawismus: Besser bei Österreich bleiben, als dem deutschen Sog zu erliegen. Zumal ihr eigener nationaler Mythos, auch wenn er die Ablehnung Habsburgs, des Absolutismus und des Wiener Katholizismus mit dem deutschen Liberalismus teilte, zumindest in gleichem Maß auf der Feindseligkeit gegenüber allem Deutschen begründet war. Sich davon um jeden Preis zu unterscheiden, war für die Tschechen, wie Leclerc zeigt, zentral. Schließlich rühmten sich die deutschsprachigen Liberalen, eine „deutsch-tschechische Schlichtung“ voranzutreiben, aber sie täuschten sich: Sie ordneten nur die nationale Idee der Freiheit unter (S. 305), während die Tschechen sich immer deutlicher in den Kampf für die Freiheit im Dienste der nationalen Idee stellten. Anders als die Schriftsteller glauben, waren nicht die Tschechen „altmodisch“ und „mittelalterlichen Tendenzen“ verpflichtet. Vielmehr hielten sie selbst an der überkommenen Vorstellung von einem Volk fest, das damals zur modernen Nation wurde.

Vor diesem Hintergrund stört man sich bei der Lektüre ein wenig an Leclercs Terminologie, die vielleicht etwas anachronistisch erscheint, auf jeden Fall aber präzisere Definitionen verlangt hätte: Begriffe wie „Vermittlung“ (der nur auf S. 229 anhand von literarischen Figuren erklärt wurde), „Symbiose“, „Schlichtung“, „Vermischung“ und „Träger“ passen wohl besser zur Situation der böhmischen Länder zwischen dem Ende des 19. Jahrhunderts und 1938 als zum Untersuchungszeitraum. Denn dieses Vokabular lässt beim „Vermittler“ ein Paritätsgefühl zwischen den Kulturen, die es in Einklang zu bringen gilt, vermuten, und übergeht die beschwichtigende Haltung gegenüber den Tschechen, die man bei den meisten der zitierten Autoren antrifft. Man versteht, dass sie das Jahr 1848 dazu geführt hat, ihr „nationales Lager“ zu wählen und damit einen Traum aufzugeben, der nicht nur jeden Bezug zur Wirklichkeit verloren hatte, sondern den Tschechen durchaus Anlass zum Misstrauen gab. Auch hätte man gerne gewusst, inwiefern die regionale Herkunft dieser Autoren für ihre Ideen relevant war, so wie es bei den Autoren der großen deutschen Literatur in Böhmen der Jahre 1871-1938 war, die primär ein Prager – und folglich jüdisches – Phänomen war und wenig mit den grenznahen Gebieten zu tun hatte. Schließlich wäre es auch interessant gewesen, die Position dieser liberalen deutschsprachigen Autoren mit der der zeitgenössischen Schriftsteller zu vergleichen, die eine andere politische Haltung bezogen – zum Beispiel mit Adalbert Stifter, dessen Schweigen zur nationalen Frage sich Leclerc als „Vermeidungsstrategie auf der Suche nach Harmonie“ (S. 24) erklärt: Dies geht ein bisschen schnell, zumal hier auf Texte verwiesen wird, die gewiss später erschienen sind, jedoch von einer anderen literarischen Qualität und einer größeren politischen Klarheit waren als die der hier behandelten Autoren. Nicht zuletzt hätte man sich eine systematischere Gegenüberstellung mit dem anderen „Lager“ und den zeitgenössischen tschechischen Reaktionen auf die bohemistischen Positionen gewünscht. Dieses hätte sicher den Umfang des Werkes beträchtlich erhöht, das schon einen wesentlichen Beitrag zu der Frage nach den Beziehungen zwischen Literatur und Politik in Mitteleuropa liefert.

Marek, Michaela/Kováč, Dušan/Pešek, Jiří/Prahl, Roman (Hgg.): Kultur als Vehikel und als Opponent politischer Absichten. Kulturkontakte zwischen Deutschen, Tschechen und Slowaken von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1980er Jahre.

Klartext, Essen 2010, 587 S., zahlr. Abb. (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 17), ISBN 978-3-8375-0480-4.

Kováč, Dušan/Marek, Michaela/Pešek, Jiří/Prahl, Roman (Hgg.): Kultura jako nositel a oponent politických záměrů. Německo-české a německo-slovenské kulturní styky od poloviny 19. století do současnosti.

Albis international, Praha 2009, 545 S., zahlr. Abb., ISBN 978-8-086-97190-2.

Unter dem Titel „Kultur als Vehikel und als Opponent politischer Absichten“ versammelt der vorliegende voluminöse Tagungsband einen Großteil der Beiträge zweier Tagungen, mit denen sich die Deutsch-Tschechische und Deutsch-Slowakische Historikerkommission dem Phänomen Kultur in politischen Kontexten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nähert. Neben drei einführenden Beiträgen erfolgt eine Verortung von Kultur in sechs Sektionen: 1) Kultur als Objekt der Politik; 2) Gesellschaftliche Arenen; 3) Politische Interessen in Bildung und Wissenschaft; 4) Medien: Rezeption, Reflexion, Propaganda; 5) Literarische Grenzüberschreitungen; 6) Bildende Künste als Medium von Politik und Diplomatie.

In ihrem einleitenden Beitrag verweist Michaela Marek auf die Wechselwirkungen zwischen Kultur und Politik, die im Fokus der beiden Tagungen standen, wobei das Ziel nicht zuletzt war, akteursübergreifende Traditionen zu rekonstruieren, die sich in nationalkulturellen Selbstentwürfen z. B. unter habsburgischer Herrschaft genau so spiegeln wie sie von den späteren zwischenstaatlichen Beziehungen determiniert wurden. Ausgangspunkt des Bandes ist dabei ein weiter Kulturbegriff, bei dem es nicht um eine ästhetische Essentialisierung von Kultur geht, sondern um Fragen der Zuordnung, was jeweils der Hochkultur bzw. der repräsentativen Kultur zuzurechnen, wie diese zu bezeichnen ist, welche Anforderungen an die darin involvierten expliziten Erwartungshaltungen und Deutungskompetenzen zu stellen sind. Diese weisen wiederum auf Machtdispositionen, die insbesondere in polyethnischen und multikulturellen Räumen antagonistische Konzepte von Kultur hervorbringen. Kultur wird so zum leitmotivischen Vehikel politischer Intentionen – als Extrembeispiel darf der sozialistische Realismus gelten. Sie entfaltet aber eben auch oppositionell-subversive Wirkungen – so in der Dissidenz – und weist somit auf einen in letzter Konsequenz undisziplinierbaren Rest. Ergänzt werden die einführenden Bemerkungen um Überlegungen zur *histoire croisée*, die – so Gangolf Hübinger – transnational zu revolutionieren sei, sowie um Überlegungen zum Begriff der Kultur in Mitteleuropa von Jiří Pešek.

Der erste Teil, der sich mit politischen Instrumentalisierungen von Kultur befasst (Kultur als Objekt der Politik), versammelt Fallstudien zur slowakischen Kultur unter deutschem Patronat vor 1945; zu Ansätzen kulturpolitischer Integration in den neu besiedelten böhmischen Grenzgebieten zwischen 1945 und 1953; zu den kulturpolitischen Beziehungen im Spannungsfeld von Kooperation und Konfrontation zwischen SBZ/DDR und Tschechoslowakei in den fünfziger und sechziger

Jahren; zur kulturpolitischen Reglementierung bzw. Abschottung kultureller Kontakte in der ČSR gegenüber dem westlichen Ausland nach 1948. Abgeschlossen wird dieser Teil mit einem essayistischen Beitrag zur Kafka-Konferenz von Liblice 1963. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass dieser Teil des Bandes klassische Themen staatlicher Kulturpolitik behandelt, die sich im fraglichen Zeitraum vor allem als ein Versuch ideologisch motivierter Integration und Abgrenzung bzw. Quarantäne erkennen lässt.

Der zweite Teil nimmt die gesellschaftlichen Arenen in den Blick, wobei das Feld der Kultur nur am Rande gestreift wird, am ehesten noch als alltagskulturelle Variante in Form von Kaffeehäusern und Weinstuben in Bratislava in Erscheinung tritt (Beitrag Košťálova).

Auch im dritten Teil geht es lediglich am Rande um Kultur, stehen hier doch Bildung und Wissenschaft im Zentrum. In einigen sehr lesenswerten Beiträgen zu den Mittelschulen in der Ersten Republik – zur Prager deutschen Universität als einziger staatlich getragener Minderheitenuniversität im Europa der Zwischenkriegszeit, zur Vertreibung Prager deutscher Professoren nach 1945 (Beitrag Parak) – wird ein breites Tableau der akademischen Beziehungen in den böhmischen Ländern geboten. Im Bereich der Mittelschulen wird – so Mirek Němec – ein bildungspolitisches Feld zwischen Kulturtransfer und Abschottung bis hin zu Kritik am Gebrauch des „undeutschen“ Buchstabens „Č“ in deutschsprachigen Lehrbüchern eröffnet, während auf der akademischen Ebene von Vereinigungen und Universität die Politisierung der Akteure herausgearbeitet wird. Allerdings, so Jiří Pešek und Alena Mišková, unter Hinweis auf Bestrebungen des nationalen Ausgleichs, wie sie z. B. von Franz Spina immer wieder akzentuiert wurden.

Der vierte Teil versammelt Beiträge aus den Bereichen Kultur und Medien, so Jitka Ludvová zum Theater im Kampf um politische Hegemonie in Prag; von Sibylle Schönborn zum deutschsprachigen Prager Feuilleton; von Milan Zemko zur deutschsprachigen Presse in Bratislava; von Ines Koeltzsch zu den Prager Kinowelten; zum Propagandafilm „Der Entführte“ sowie zum Einfluss der Kinderserie „Pan Tau“ auf die bundesrepublikanische Kinderkultur (Beitrag Helena Srubar).

Erst die beiden letzten Teile des Buches wenden sich originären Themen aus dem Bereich der Kultur zu. Literarische Grenzüberschreitungen verweisen auf Transfer- und Rezeptionsprozesse. Ute Raßloff befasst sich mit den politischen Dimensionen von Kulturbeziehungen, die sie am Beispiel deutschsprachiger Anthologien slowakischer Literatur untersucht. Sie zeigt kulturelle Selbst- und Fremdwahrnehmungen der Zielkultur auf, und verdeutlicht damit auch Aspekte von Definitionsmonopolen, die sich – neben Wahrnehmungsgewohnheiten (geprägt u. a. von einem Ost-West-Gefälle bzw. der Disproportion zwischen großer und kleiner Kultur), inhaltlich-thematischen Relevanzen und internationaler Anschlussfähigkeit – als Umschlag von ästhetischer Autonomie in literaturpolitische Hegemonialbestrebungen äußern. Fragen des Tschechoslowakischen Exils und seiner deutschsprachigen Rezeption widmet sich Alfrun Kliems. Jeder Rezeptionsprozess sagt „etwas aus über die kulturellen und politischen Prioritäten der jeweils (rezipierenden) Kommunikationskreise“ (S. 383). Ausgehend vom Konzept des transkulturellen Migrantens wird die Differenz zwischen Migration und Exil in einem Spektrum zwischen Engagement

und Autonomie, Gesinnung und Verantwortung herausgearbeitet. Hier verortet Kliems, die nach Aspekten der Rezeption und der Reintegration in den traditionellen Kanon fragt, die Neubestimmung des literarischen Erbes, mit der sie die Perspektive einer mitteleuropäischen Poetik eröffnet.

Bildende Kunst ist Thema des letzten Teils, in dem es primär um Kunstpolitik geht. „Politische Repräsentationen und Inszenierungen im öffentlichen Raum“ gehören zum „bewährten Repertoire medialer Vermittlung weltlicher Macht,“ so Werner Telesko (S. 421), wobei aus der Dynamik derartiger Repräsentationszwecke seit dem 19. Jahrhundert – vor allem mit der Nationalisierung der Massen – auch der öffentliche Raum zunehmend zur Manifestation kollektiver Identitätsprogramme genutzt wurde. Dieses Phänomen untersucht Telesko am Beispiel der Ikonografie Josephs II. im Spannungsfeld tschechischer und deutscher Identitätsstrategien im späten 19. Jahrhundert. Der „auswärtigen Politik“ des Kunstvereins Mánes widmet sich Roman Prahl, der dessen kulturpolitische Implikationen untersucht. Hier bildeten auf der einen Seite Moderne und Nationalismus eine enge Allianz, auf der anderen Seite kam es aber doch zu Kooperationen, Prahl spricht gar von einer Symbiose, der verschiedenen Vereinigungen der gemäßigten Moderne in der Habsburgermonarchie. Neben weiteren Beiträgen zum Ausstellungswesen oder zur Kunstaktion „Hommage à Lidice“ erhält man mit dieser Sektion einen umfassenden Einblick in kunstpolitische Entwicklungen, so wie zuvor die literaturpolitischen abgehandelt wurden.

Alle Beiträge sind auch in der tschechischen Ausgabe der Tagungsdokumentation erfasst, die allerdings nicht nach inhaltlichen Sektionen angeordnet ist, sondern nach dem Programm der beiden Tagungen in Prag und Hamburg und somit einer stärkeren zeitlichen Chronologie verpflichtet ist. Zudem enthält die sorgfältig redigierte deutsche Ausgabe ein Register, was die Leser sicher begrüßen werden.

Ungeachtet der Vielfalt und auch der Diversität der Beiträge, die weit über den Bereich der Kultur hinausgreifen, wird eine Tatsache überzeugend unter Beweis gestellt: Politische Geschichte bzw. Sozialgeschichte lassen sich nicht ohne kulturgeschichtliche Implikationen betrachten. Gerade kulturelle Aspekte – und damit seien bildungs- und medienhistorische eingeschlossen – besitzen eine zentrale Bedeutung im Spannungsfeld der Beziehungen zwischen Deutschen, Österreichern, Tschechen und Slowaken – und dies gleichermaßen auf der Ebene der Hoch- wie der Alltags-, Popular- oder Breitenkultur.

Weimar

Steffen Höhne

Flierl, Thomas/ Müller, Elfriede (Hgg.): Osteuropa – Schlachtfeld der Erinnerungen.

Dietz Verlag, Berlin 2010, 191 S., ISBN 978-3-320-02219-8.

Der vorliegende Sammelband ist aus einer Vortragsreihe hervorgegangen, die 2009 vom Kulturforum der Rosa-Luxemburg-Stiftung und dem Kulturwerk des Berufsverbandes Bildender Künstler in Berlin organisiert wurde. Thema waren der Umgang mit der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und die Zeit der sowjetischen Dominanz in den Ländern des östlichen Europas nach dem Umbruch von 1989/91.

Die Ausrichtung der Veranstaltung auf eine interessierte Öffentlichkeit ohne größeres Vorwissen zeigt sich auch in den Beiträgen des daraus entstandenen Bandes: Die meisten Artikel sind in einem essayistischen Stil verfasst, der die Berufserfahrung vieler Autoren im Bereich der öffentlichen Bildung und Information – im Journalismus, in Stiftungen und Verbänden – widerspiegelt. Die Texte bieten einen Überblick über die geschichtskulturellen Auseinandersetzungen in einzelnen Ländern; sie sind meist thesenstark und setzen auf pointierte Zuspitzungen – die Beiträge zu Polen stechen hierbei besonders hervor. Das Ziel des Bandes ist es, einem möglichst breiten Publikum einen Einblick in gegenwärtige geschichtspolitische Debatten und Entwicklungen in den thematisierten Ländern zu geben.

Das regionale Panorama des Buches ist sehr weit: Es reicht von Polen, Tschechien und der Slowakei über Litauen, die Ukraine und Ungarn bis zu den Staaten des ehemaligen Jugoslawien. Der Schwerpunkt liegt jedoch auf dem größten Nachbarland Deutschlands, Polen. Den geschichtspolitischen Debatten in diesem Land sind die ersten vier Artikel und damit ein gutes Drittel des Bandes gewidmet, auf die hier näher eingegangen wird. Einen Einstieg bietet der Beitrag Karol Sauerlands, der zunächst einen Einblick in die Spezifik der Kriegserfahrung und des Einflusses der Nachkriegsentwicklungen auf die Erinnerungskulturen der Länder östlich der deutschen Grenze gibt. Im zweiten Teil seines Beitrags zeichnet er ein breites Panorama des Umgangs mit zentralen Elementen der nationalen Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg in Polen seit Kriegsende, wie die Erinnerung an den Warschauer Ghettoaufstand von 1943 und den Warschauer Aufstand von 1944. Damit bietet sein Beitrag einen aufschlussreichen Einblick in die Binnenperspektive polnischer Geschichtskultur im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg.

Agnieszka Pufelska geht in ihrem Artikel anschließend den Debatten der 2000er Jahre um die Notwendigkeit und Ziele einer staatlichen Geschichtspolitik nach. Anhand der zentralen musealen Projekte, die mit der Regierung der Jahre 2005-2007 verbunden werden, sowie der Museumsprojekte, die von der liberal-konservativen Nachfolgerregierung unter Premierminister Donald Tusk initiiert worden sind, analysiert sie die mit den jeweiligen politischen Lagern verbundenen Interpretationen der Vergangenheit und geißelt in diesem Zusammenhang die vermeintliche parteipolitische Vereinnahmung von Historikern. Ihre Analyse ist thesenstark und setzt auf deutliche Wertungen, wenn sie beispielsweise feststellt: „Die Gedenkkultur Polens ist eine Gedenkkultur der politischen Klasse. [...] Das polnische Geschichtsbild wird nicht am Amboss des Historikers, sondern im Schmelztiegel der Politik geformt“ (S. 55) – eine Aussage, die in ihrer Bestimmtheit diskutabel ist. Hin und wieder gehen die Interpretationen auch über reale Gegebenheiten hinaus. So wird zum Beispiel in der Analyse des Museums des Warschauer Aufstands die Dauerausstellung inhaltlich verkürzt und der Schlusspunkt des Ausstellungsrundgangs bereits nach etwa zwei Dritteln der tatsächlichen Ausstellung gesetzt.

Die beiden folgenden Beiträge schließen sich inhaltlich und interpretatorisch an den Artikel Pufelskas an: Sie widmen sich den zwei gegenwärtig zentralen geschichtspolitischen Museumsprojekten in Polen über die Zeit des Zweiten Weltkriegs, die jeweils mit einer politischen Partei assoziiert werden – und daran anknüpfend im Beitragstitel bereits mit dem Namen des jeweiligen zentralen Parteipoliti-

kers identifiziert werden. So stellt Holger Politt anhand der Analyse des sogenannten Kaczyński-Museums (S. 57) – des vom damaligen Bürgermeister der Stadt Warschau und späteren Präsidenten der Republik 2004 eröffneten Museums des Warschauer Aufstands – die zentralen geschichtspolitischen Interpretationen bezüglich des Zweiten Weltkriegs und der Nachkriegszeit der Regierung der Jahre 2005-2007 vor. Krzysztof Pilawski bietet anschließend einen kenntnisreichen Überblick über die Gründung des aktuell im Aufbau befindlichen Museums des Zweiten Weltkriegs – eines Projektes, das mit der gegenwärtigen Regierung unter Premierminister Donald Tusk verbunden ist und als Gegenprojekt zum Museum des Warschauer Aufstands betrachtet wird. Beide Beiträge bieten interessante Analysen der sich in den jeweiligen Projekten widerspiegelnden Interpretationen der jüngsten Vergangenheit Polens. Die ersten Beiträge des Bandes schaffen somit einen breiten Überblick über die geschichtspolitischen Positionen und Aktivitäten der polnischen Regierungen seit Mitte der 2000er Jahre. Sie fokussieren jedoch auf die Ebene der Geschichtspolitik und lassen andere wesentliche gesellschaftliche Debatten dieser Jahre außer Acht – wie beispielsweise die zahlreichen Auseinandersetzungen über das polnisch-jüdische Verhältnis im Krieg –, die die gesellschaftliche Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg stark beeinflusst haben und immer noch beeinflussen.

Mit der Auseinandersetzung um „das Erbe des Kommunismus in Tschechien und der Slowakei“ (S. 91) befasst sich im weiteren Teil des Bandes Jan Pauer. Ausgehend von der Darstellung der Besonderheiten der Etablierung sowie der Folgen des tschechoslowakischen Sozialismus und den dabei bestehenden Unterschieden zwischen dem tschechischen und dem slowakischen Landesteil, schildert er den deutlich unterschiedlichen Umgang mit der Vergangenheit nach dem Systemwechsel von 1989 und der Erlangung der Eigenstaatlichkeit beider Länder. Er geht dabei nicht nur auf die Haltungen innerhalb der Gesellschaft ein, sondern befasst sich insbesondere mit dem politischen Umgang mit der jüngsten Vergangenheit. Dabei schildert er detailliert und kenntnisreich zum einen Kontinuitäten in Politik und Verwaltung sowie den späten Beginn der Aufarbeitung der Akten der Staatssicherheit in der Slowakei. Zum anderen erläutert er prägnant die frühe „Dekommunisierungspolitik“ (S. 99) sowie die umfangreiche Aktenöffnung in Tschechien – und die damit einhergehenden Kontroversen u. a. um das 2007 gegründete „Institut für das Studium totalitärer Regime“.

Der Band bietet einen guten Überblick über die Auseinandersetzungen in den Ländern Ostmittel-, Ost- und Südosteuropas um die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg sowie die folgenden sozialistischen Regime. Die Autoren analysieren verschiedene Medien der Erinnerung – Museen in den Beiträgen zu Polen und Litauen, staatliche Institutionen und Gesetzesinitiativen im Fall von Tschechien und der Slowakei, Denkmale in Slowenien, Zeitzeugenberichte ehemaliger jugoslawischer Staatsbürger im Text von Bosiljka Schedlich. Damit konzentrieren sich die meisten Autoren auf öffentliche, insbesondere politische und geschichtspolitische Diskussionen und Entwicklungen; nur vereinzelt wird auf fachwissenschaftliche Debatten zu den einzelnen Themengebieten eingegangen. Die Autorengruppe ist gemischt, neben Historikern finden sich auch Beiträge von Journalisten und Mitarbeitern von Stiftungen und Verbänden im Bereich der politischen und historischen Bildung. So

entsteht ein Panorama der gegenwärtigen Geschichtskulturen Ostmittel-, Ost- und Südosteuropas, dem man die Aufmerksamkeit eines breiten Lesepublikums wünscht.

München

Monika Heinemann

Marès, Antoine (Hg.): Lieux de mémoire en Europe centrale.

Institut d'études slaves, Paris 2009, 197 S., zahlr. Abb. (Collection historique de l'Institut d'études slaves 44), ISBN 978-2-7204-0455-9.

Wer unter dem Titel „Erinnerungsorte Zentraleuropas“ ein ähnlich umfassendes Werk wie das französische Vorbild erwartet,¹ wird bei diesem Sammelband nicht fündig werden. Bereits der Umfang von knapp 200 Seiten kündigt an, was Antoine Marès in seinem Vorwort explizit sagt: Hier werden nur einige ausgewählte Erinnerungsorte Zentraleuropas – und damit sind Tschechien, die Slowakei und Ungarn gemeint – vorgestellt. Die Erinnerungslandschaft der Region vollständig zu skizzieren, sei allerdings von vornherein nicht das Ziel gewesen. Stattdessen problematisiert Marès die Übertragbarkeit des Konzepts „Erinnerungsort“ auf eine Region, deren nationale Konsolidierung und staatliche Tradition sich auffällig vom französischen Beispiel unterscheiden. So wie bereits die „Deutschen Erinnerungsorte“² deutlich gemacht haben, solle in diesem Band gezeigt werden, dass „Erinnerungsorte“ und die mit ihnen implizierte kollektive Identität auch in einer Region fluktuierender staatlicher Grenzen, später nationaler Unabhängigkeit und gemischter ethnischer Zusammensetzung existierten (S. 9). Étienne François führt dies in seinem eigenen Beitrag, der die Entstehungsgeschichte der „Deutschen Erinnerungsorte“ nachzeichnet, weiter aus, indem er auf die – im Vergleich zum französischen Beispiel – größere Relevanz von „geteilten Erinnerungsorten“ und das höhere Maß an Verflechtung hinweist (S. 16 f.).

Dies ist der vorgestellte Leitfaden für die folgenden 13 Beiträge, deren Qualität und Ausrichtung in für einen Sammelband typischer Weise stark divergieren. Der Band untersucht durchgehend historische Erinnerungsorte, ein kulturalistischer Ansatz, durch den auch kulturelle Erzeugnisse als bedeutsame Erinnerungsorte gefasst werden – als naheliegende Beispiele seien etwa „Babička“ von Božena Němcová, der kleine Maulwurf (krteček) oder auch tschechisches Bier genannt –, fehlt vollständig. Die Beiträge befassen sich mit historischen Ereignissen und großen Persönlichkeiten, in der großen Mehrheit konzentriert auf die Zeitspanne 1918-1989.

Der Titel des Bandes ist möglicherweise irreführend, da nicht alle Autoren „Erinnerungsorte“ im strengen Sinne behandeln. Indem Antoine Marès die Motivik von tschechoslowakischen Briefmarken über die verschiedenen Systembrüche hinweg analysiert, gibt er zwar ein gutes Bild der historisch fundierten Eigendarstellung des

¹ Nora, Pierre (Hg.): Les lieux de mémoire. 3 Bde. Paris 1984-1992.

² François, Étienne/Schulze, Hagen (Hgg.): Deutsche Erinnerungsorte. 3 Bde. München 2001.

Staates wieder. Aber handelt es sich bei Briefmarken tatsächlich um einen Erinnerungsort und nicht vielmehr um ein Erinnerungsmedium, durch das die jeweils dominante Geschichtsdeutung verbreitet wird? Dies trifft auch auf das von Paul Gradwohl vorgestellte „Haus des Terrors“ in Budapest zu. So aufschlussreich seine Rekonstruktion der jeweiligen politischen Umstände für die Entstehung und Umgestaltung dieses Museums auch sind, ist das Museum selbst kaum ein Erinnerungsort.

Absicht des Bandes ist laut Vorwort, der französischen Leserschaft eine Region näher zu bringen, die in Frankreich ein „toter Winkel“ (S. 10) sei. Die Autoren sind daher meist sichtlich darum bemüht, ihre teils sehr spezifischen Untersuchungsgegenstände in den als unbekannt vorausgesetzten politischen und historischen Kontext einzubetten. Übertrieben hat es in dieser Hinsicht jedoch Milan Zemko mit seinem Beitrag zum Slowakischen Nationalaufstand (SNP). Auch der Unwissende erfährt kaum etwas über den SNP, stattdessen erschöpft sich der Aufsatz in einem recht oberflächlichen Überblick über die Phasen der tschechoslowakischen historiografischen Aufarbeitung des SNP während der kommunistischen Zeit. Der Beitrag gipfelt in der Feststellung, dass die kommunistischen Machthaber den SNP für sich beansprucht und alternative Interpretationen unterdrückt haben (S. 99 f.) – eine Feststellung, die wenig originell und gewiss kein Spezifikum der SNP-Tradierung ist.

Aufgrund der französischen Provenienz des Bandes wird tschechoslowakisch-französischen Verflechtungen vergleichsweise viel Raum gegeben. Mit den Aufsätzen zu Austerlitz (Daniela Tinková), Ernest Denis (Doubravka Olšáková) und Erinnerungsorten der tschechischen Minderheit in Frankreich (Jean-Philippe Namont) wie auch durch den Fokus anderer Beiträge auf etwa die Frankophilie der Ersten Tschechoslowakischen Republik, hat der Leser die Möglichkeit, Aspekte des für ihn wohl wenig bekannten tschechoslowakisch-französischen Wechselverhältnisses kennenzulernen.

Die restlichen Aufsätze widmen sich Persönlichkeiten wie Andrej Hlinka (Dušan Kováč) oder Milan Rastislav Štefánik (Bohumila Ferenčuhová), anhand derer sich auch das tschechisch-slowakische Spannungsverhältnis besonders gut nachvollziehen lässt. Das Kriegsgedenken wird aufschlussreich zum einen über die Entwicklung der Denkmäler für den Ersten Weltkrieg in Böhmen (Jiří Pokorný), zum anderen durch eine differenzierte Studie von Thomas Hejda zur Erinnerung an das Ghetto Theresienstadt in der Tschechoslowakei präsentiert. Einem „geteilten Erinnerungsort“ widmet sich Gabriela Kiliánová mit ihrer Gegenüberstellung der slowakischen, ungarischen und österreichischen Deutung von Devín. Und schließlich präsentiert Eduard Maur eine aufschlussreiche Studie zu einem Typus eines Erinnerungsortes in Böhmen – Berge – und zeichnet dessen Entwicklung von religiösen Pilgerstätten im Barock zu heiligen Orten der Nation im 19. Jahrhundert nach.

Insgesamt kann der Leser aus dem vorliegenden Sammelband viel Neues und Interessantes erfahren. Und doch weckt der Titel Erwartungen, die die Textbeiträge nicht einlösen können. Die regionale Streuung ist bei der geringen Anzahl der Beiträge möglicherweise zu groß, einige Aufsätze lassen sich schlicht nicht unter den Titel „Erinnerungsort“ einfügen und die theoretischen Überlegungen des Vorworts

sowie des Beitrags von Étienne François werden leider nicht weiter vertieft. Allerdings leistet der Band eine erste Zusammenstellung von Erinnerungsorten dieser Region. Die offensichtlichen Leerstellen in dieser kleinen Sammlung sollten daher vor allem als Ansporn verstanden werden, diese zu füllen.

München

Ulrike Lunow

Macura, Vladimír: The Mystifications of a Nation. The "Potato Bug" and Other Essays on Czech Culture. Translated and Edited by Hana Píchová and Craig Cravens. Foreword by Caryl Emerson. Introduction by Peter Bugge.

The University of Wisconsin Press, Madison 2010, 150 S., ISBN 978-0-299-24894-9.

I remember when I first came across Vladimír Macura's work. It was the 1990s, and I was in graduate school wondering how to write a history of communism that was not just about the Party and its dissenters. I held Macura's book "Šťastný věk" (The Joyous Age, 1992) reverentially, for it spoke to the possibilities of seeing what others had not. It is a shame that a comprehensive selection of his work has not been available in English until now because although Macura was not a historian as such, his work speaks to the wave of recent new histories of Eastern Europe. Semioticians "love to demystify myths, thereby disabling them," Caryl Emerson writes in the preface, and that is indeed what Macura does. His explorations are like small wrecking balls in the heavily built up landscape of Czech mythologizing. Yet Macura is also entirely sympathetic to the early construction of that landscape, recognizing it as the inevitable architecture of a nation looking to define itself so late in the game. The presence of the wrecking ball, his work insists, is the mark of a nation's progress and maturity.

Hana Píchová and Craig Cravens, the translators and editors of this volume, should be applauded for their Herculean efforts in bringing about this collection of Macura's various short essays spanning from the National Revival period to post-communism. The prose is fluid and unhesitating as only the best translations can be. Since Macura wrote for a Czech audience, his essays are dotted with shared cultural touchstones; for the English-reading audience, the editors have been careful to include explanatory footnotes. In addition, they preface each essay with a short explanation of the theme or issue present. This sense of a well thought-out volume is bolstered by Peter Bugge's introduction. Bugge points to Macura's start as a literary historian and his discovery in the 1970s of the Tartu School of semiotics, which fed his interdisciplinarity and shifted his focus toward a historically-based cultural studies. Bugge argues for the interconnectedness of Macura's essays, which track "a unique 'Czech world' or culture" (p. xviii), be it through a particular aspect of the 19th century National Revival or a piece of propaganda of the Stalinist period or a seemingly meaningless detail of post-communism. Bugge also offers readers a masterful summary of the National Revival when, as he writes, "an entire Czech world was virtually spoken into being" (p. xxi). The communist period, he knows, needs less introduction. By being so mindful of their potential readers, the collaborators on this project have done their utmost to make the anthology accessible to all.

“The Mystifications of a Nation” is divided into two parts (Part I: The Nineteenth Century: Genesis of a Nation and Part II: The Joyous Age: Reflections on Czechoslovak Communism), reflecting the two historical periods that are the main focus of Macura’s semiotic forays. “Where Is My Home?”, the first essay of Part I, effectively sums up Macura’s understanding of what the National Revival meant to Czech nationhood. “Where Is My Home?” is the essay’s title as well as the opening lament of the Czech(oslovak) national anthem, and Macura uses it to consider which “space” (what “home”) constituted a Czech national community at a time when its concrete manifestation seemed remote and fantastical at best. His answer is that in the 19th century the Czech home was constructed out of literature, offering enthusiasts a space that was in fact more concrete than anything else available at the time. Moreover, as the next essay shows, the words were what mattered, their authenticity less so. In this feuilleton, from which the anthology takes its title, Macura embraces the nineteenth century trend for “mystificatory high jinks” (p. 9), including forged ancient manuscripts. To his eye, the motives and effect of these infamous documents were little different from Josef Jungmann’s “legitimate” vision to publish Czech scholarly works on “physics, chemistry, mathematics, military science, aesthetics, philosophy, and so on” (p. 9), although few could read them and none could yet use them. But their very existence staked out a claim for nationhood. Macura does not let it rest there, however; he notes that these “mystificatory high jinks” did something more — they whetted the Czech appetite for irony, creativity, and good old fun. How else, Macura asks, are we to explain the grandest postwar Czech illusion: no, not communism, but Jára Cimrman, the fictional multi-faceted, know-it-all genius and now national hero, author as well as subject of many books, plays, and films.

Macura also inevitably confronts the two pillars of the Czech myth — the idea of (indeed, the insistence on) belonging to “Central Europe” and the country’s self-defined role as a “bridge.” Before Slav brotherhood proved rather unbrotherly, the Czechs embraced their Slavdom. It was a time when it was good to be a Slav, who were said to embody the positive values missing further West. These Revivalist myths about Slavdom later morphed into the Central Europe argument, reiterated by even the most questioning of intellectuals after 1968. As for that bridge, Macura does not hold back: “Czech national identity has never been satisfied with the type of pronouncement ‘we are’; it has always required a different declaration of identity: ‘we are, because we have a metaphysical mission.’” (p. 48). Unlike the idea of Central Europe, the bridge metaphor was not resurrected for ideological purposes in the postwar era but stamped out by the powers-that-were, who were not in favor of promoting an easily traversed east-west pathway such as a bridge — be it real or otherwise.

Part II, the section on the communist and post-communist years (Macura died in 1999), brings us into the 20th century with accompanying images and photographs which, again, give the less knowledgeable reader a chance to see what Macura saw — an anti-American potato beetle poster aimed at children, a pencil sketch of Stalin and Gottwald set against a hammer-and-sickle emblazoned Czechoslovak flag, an advertisement for the Spartakiad, and the before, after and after-after photographs of

Stalin's monument in Prague. Macura's best known essay on communism is probably his exposé of the 1950s propaganda surrounding the "American beetle" attack on Czechoslovak potato fields. Macura points out that the national "collection and destruction" of the bug culminated in a "celebration" of the Bloc as a "world of honorable labor" (versus the dishonorable labor of the capitalist world) (p. 59). The Cold War divide and its accompanying myths were further reinforced when Soviet pilots arrived as saviors to help destroy the bug whose carapace was said to be marked with various fascist insignias, which now represented American imperialism. In contrast to the potato bugs, Macura shows us, Stalin and Gottwald were invincible, even in death (Chapter 8: Death of the Leader). Yet Alexander Dubček's mythicization was not so different: according to Macura in "Chapter 9: Symbol with a Human Face," he was cast as "Christ Dubček" to "Judas Brezhnev," and his life was "viewed against the backdrop of the stations of the cross" (p. 70).

Very different kinds of stations – those of the new metro system built to much fanfare in the early 1970s – offered little to orient the traveller below ground to what lurked above. In his essay on the metro, one of the longer pieces on the communist era, Macura notes that nothing is what it seems to be: the Hradčanská metro stop is in fact nowhere near to Hradčany (the castle), and most station names refer to "ideological values" rather than topographical markers (p. 78). The whole surreal experience is punctuated by "[t]he voice ('screech of a crazed teacher') driving children away from the broken white line along the platform" (p. 82-83). A more overt form of Foucaultian control was packaged as fun and games in the Spartakiad, an arena-sized gymnastics display held every five years in Prague, where the possibilities of both youth and Soviet friendship were on display as thousands of citizens moved in mechanized unison (Chapter 12: Spartakiad). The last three very short essays focus on the post-communist period; namely, the renaming of streets, the placement of the metronome in place of the former Stalin statue on Letná, and the recent fad for insisting on Celtic genealogical roots. This last essay is particularly amusing and demonstrates how within a mere three pages, Macura is able to bring us back and forth through time, connecting the dots where others might not see them. In answer to why every Czech now wants to be a Celt rather than a Slav, Macura reminds us of the popularity of the Celt in the earlier "Revivalist dreams" and notes that the "Celts help us extend Czech history all the way to antiquity, and today they strengthen us as we cut ourselves off from Slovakia" (p. 116). It is the last lines of this last essay of the anthology, however, which encapsulate the playfulness that is the hallmark of Macura:

And if we are ever beset with doubts about Czech creativity, Czech aversion to violence, faithfulness to ideals, skillfulness and diligence, we can easily cast them away: it is the old creativity, aversion to violence, faithfulness, and diligence of the Celts. To doubt that would surely be foolish.

In his preface, Caryl Emerson refers to Macura's short essays as "semio-feuilletons," calling them "marvelously humorous and small" (p. xii). He means this as a flattering contrast to Macura's intellectual inspiration, Yuri Lotman (1922-1993), an Estonian semiotician who introduced the notion of a "semio-sphere." Despite Lotman's Estonian loyalties, writes Emerson, he nevertheless was writing within an

empire and “a big-nation, big-influence aura clung to the project: an empire of signs” (p. xi). This implies, however, that Macura’s work is the inevitable product of a small nation (just as Lotman’s was the inevitable product of an empire). Yet Macura is not defined by his nation; rather, in these essays, he defines his nation. He does so with an ironic twinkle in his sharp eye, all the while catching what others missed seeing or, more often still, hoped would be overlooked.

Poughkeepsie, NY

Paulina Bren

Janoušek, Pavel (Hg.): Dějiny české literatury [Geschichte der tschechischen Literatur] I. 1945-1948, II. 1948-1958, III. 1958-1969, IV. 1969-1989.

Ústav pro českou literaturu AV ČR, Praha 2007, 431 S., ISBN 978-80-200-1527-3; Praha 2007, 550 S., ISBN 978-80-200-1528-0; Praha 2008, 688 S., ISBN 978-80-200-1582-9; Praha 2008, 977 S., ISBN 978-80-200-1631-7.

In ihrem Umfang, der Zeitspanne, die sie abdeckt und ihrer thematischen Struktur ist die „Geschichte der tschechischen Literatur der Nachkriegszeit“ ein einzigartiges Werk. Sie muss darüber hinaus im Kontext mit anderen großen Publikationsprojekten des Instituts für Literatur an der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik wahrgenommen werden, vor allem mit dem gewaltigen „Biografischen Lexikon“, dessen Bände bereits seit über zwei Jahrzehnten erscheinen, und der umfangreichen Edition von Texten zur Literaturtheorie.¹ Alle zusammen ergeben einen Überblick über die Geschichte der tschechischen Literatur der Nachkriegszeit, der deutlich über die bloße Erfassung biografischer und bibliografischer Daten sowie des einschlägigen Textmaterials hinausgeht und auch die große Masse an Teilstudien zu den verschiedenen Problemfeldern – wie der Zensur, dem Übersetzungswesen, der „Konsumliteratur“ ohne literarischen Anspruch – integriert und damit die Forschung zum literarischen Leben in der Nachkriegszeit auf eine neue und breite Basis stellt.² Dieses Werk ist das Ergebnis langjähriger Arbeit des mehrere Dutzend Mitarbeiter starken Teams am Institut für Literatur, wobei ein Teil der Recherchen für das Biografische Lexikon bereits vor der Revolution von 1989 begonnen hat.

„Die Geschichte der tschechischen Literatur“ ist in vier in sich geschlossene Teilbände gegliedert, die alle ähnlich aufgebaut und mit einer CD versehen sind, die Aufnahmen bedeutender Werke präsentiert – Gedichte, Ausschnitte aus Prosawerken, öffentliche Reden, vor allem aber die Stimmen, die die einzelnen Epochen des literarischen Geschehens im Positiven wie im Negativen verkörpern. Jeder Band enthält die Teile „Literarisches Leben“, „Denken über die Literatur“, ferner Ab-

¹ Vgl. Lexikon české literatury. Osoby, díla, instituce [Lexikon der tschechischen Literatur. Personen, Werke, Institutionen]. I-IV, Praha 1985-2008. – Eine Anthologie von Texten hat vorgelegt: Příbáň, Michal (Hg.): Z dějin českého myšlení o literatuře 1945-1989 [Aus der Geschichte des tschechischen Denkens über die Literatur 1945-1989]. I-IV, Praha 2001-2005.

² Vgl. die faktenreiche Synthese von Holý, Jiří: Česká literatura 4. Od roku 1945 do současnosti [Die tschechische Literatur 4. Vom Jahr 1945 bis zur Gegenwart], Praha 1996. – Ders.: Geschichte der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts. Wien 2003.

schnitte zu den verschiedenen Genres, also Poesie, Drama, Sachliteratur, populäre Literatur, Literatur für Kinder und Jugendliche und schließlich Literatur in den Massenmedien. Statt mit einem Anmerkungsapparat sind die Bände mit einem kommentierten Überblick über Quellen und Literatur ausgestattet, ferner mit einer den Kapiteln entsprechend gegliederten Bibliografie, einem Verzeichnis der Fotografien, Illustrationen und Dokumente, schließlich folgen ein Personenregister, ein Register der literarischen Werke und ein Sachregister.

Die vier Bände sollen für vier Epochen der tschechischen Literatur seit 1945 stehen. Dem folgt auch die Gliederung, die die Jahre 1945, 1948, 1958, 1969 und 1989 als Zäsuren setzt. Aber: Wurde hier nicht das chronologische Raster der politischen Geschichte einfach mechanisch übertragen? Einmal abgesehen davon, dass man fragen könnte, warum nicht 1956 oder irgendein Wendejahr Anfang der sechziger Jahre, sondern gerade 1958 gewählt wurde und ob es überhaupt sinnvoll ist, die Zeit von 1948 und 1969 innerlich zu gliedern. Sicher ist nicht zu leugnen, dass sich das literarische und politische Leben wechselseitig beeinflussten. Doch bekräftigt diese „Parzellierung“ in unnötiger Weise die Diskontinuitäten seit 1945, während die Kontinuitäten, Überlappungen, die persönlichen Verbindungen, die Verknüpfungen, die am Wohnort oder innerhalb einer Generation entstehen, ebenso ignoriert werden wie das Fortdauern pragmatisch motivierter Netzwerke und Bindungen – denn: verschwinden Gemeinschaften etwa, wenn Vereine aufgelöst werden?

Die wenig durchgedachte chronologische Konzeption dieses großen Werkes führt uns zur Frage der Gesamtkonzeption bzw. dem Gesamtcharakter der Arbeit: Was ist das eigentlich für ein Werk? Das Autorenteam betrachtet es offenbar als eine Synthese, doch handelt es sich bei diesem Werk ohne Anmerkungsapparat, ohne klar definierte Autorschaft der einzelnen Teile, ohne gründliche Redaktion, in dem sich eine ganze Reihe von Angaben mehrfach wiederholt und sich einige Passagen diametral widersprechen, tatsächlich um ein „akademisches Handbuch“?

Exemplarisch ist der wiederholte Rückbezug auf einige interpretatorisch unge löste Probleme bei der Frage nach dem Charakter der „normalisierten“ Literaturzeitschriften „Tvorba“ und „Kmen“ bzw. der Autoren aus deren Kreis im vierten Band. Über „Kmen“ heißt es hier: „Die politisch korrekte Ausrichtung des Periodikums als Ganzes wurde dadurch sichergestellt, dass es zunächst als Beilage der Tvorba erschien, die von der kommunistischen Partei herausgegeben wurde, und durch die Tatsache, dass führende Normalisierer sie überwachten.“ (S. 78) Ende der achtziger Jahre war diese Zeitschrift der „Geschichte der tschechischen Literatur“ zufolge sogar schlimmer als die Ideologiezeitschrift der KSČ, also „Tvorba“, die „repräsentative Bühne der Normalisierung“ (S. 168). Und dann lesen wir unvermittelt: „Am kritischsten und offensten formulierte Jan Lukeš seine Standpunkte, dessen Texte schon seit dem Jahr 1978, als er kontinuierlich in der Tvorba zu publizieren begann, eine deutliche Belebung der kritischen Publizistik darstellten.“ (S. 178) Waren „Tvorba“ und „Kmen“ nun Blätter von Geschöpfen der Normalisierung und Profiteuren der erstarrten Zeit, die von der Charta 77 bis zum Vorabend der Revolution von 1989 dauerte? Oder wurden diese Zeitschriften zu Plattformen einer kritischen jungen Generation – zu der auch der inzwischen zum Klassiker des Faches avancierte Vladimír Macura gehörte? War Lukeš, der Ende der achtziger

Jahre in der Untergrundzeitung „Lidové noviny“ unter dem Pseudonym „Unzeitig“ publizierte, ein korrumpierter Kollaborateur oder ein Repräsentant der literarischen Opposition? Oder anders gefragt: Wie konnte es sein, dass sich ein Teil der nicht-dissidentischen Jugend gegen die alten Matadore des Regimes und auch entgegen der Haltung eines großen Teils ihrer eigenen Generation im offiziellsten Teil der Publizistik durchsetzen konnte und dort oft überaus kritische Rezensionen und Studien veröffentlichte? Ein Werk wie das vorliegende sollte solch ein Phänomen zu erklären versuchen und nicht nur unaufgelöste Widersprüche präsentieren.

Ein Handbuch ist die „Geschichte der tschechischen Literatur“ – trotz der reichen Bebilderung – sicher nicht: Für den gewöhnlichen Interessenten fehlt hinter den mitunter widersprüchlich datierten Einzelheiten und einer Flut von Informationen eine klare Konzeption. Man vermisst die Diskussion von Fakten und Deutungen sowie die große interpretierende Linie. So ergibt sich aus den fast 3 000 Seiten, von denen viele aufschlussreich sind, kein Gesamtbild. Im Buch selbst orientiert man sich schlecht, die Logik des Ganzen ist in unübersichtliche kleine Teile zertrennt. Das alte Konzept der Literaturgeschichte, das von „großen Persönlichkeiten“ ausgeht, wird verworfen (abgesehen von der Einleitung der Bände), aber auch nicht durch ein anderes, schlüssiges Konzept ersetzt.

Hier drängt sich die grundlegende Frage auf: Wenn wir uns durchaus berechtigt weigern, die Geschichte der Literatur als Geschichte ihrer großen Persönlichkeiten zu schreiben, können wir dann eine relevante Geschichte der Literatur ohne diese Persönlichkeiten schreiben? Ist es möglich, eine Geschichte der Kunst ohne Künstler zu verfassen? Darf man in einem solchen „systemischen“ Verständnis von Kunst Schlüsselautoren zu einer Nummer degradieren, so dass alle, weil sie gleich oft erwähnt wurden, als gleichermaßen wichtig erscheinen? Oder etwas zugespitzt formuliert: Ist Vladimír Holan gleich Josef Peterka oder Josef Florian, Bohumil Hrabal gleich Jan Kozák und Jan Pilař? Wer sollte dem Leser denn wertende Differenzierungen anbieten, wenn es eine „Geschichte der Literatur“ nicht tut?

Suchen wir in der „Geschichte der Literatur“ nach konkreten Persönlichkeiten, so können wir mit Hilfe des Registers Informationen über ihr Leben und Werk zusammensuchen. Sollten wir aber wissen wollen, warum dieser oder jener Autor zum Beispiel Kultstatus in dieser oder jener Generation erlangt hat, warum gerade dieses eine Buch so großen Widerhall bei den Lesern hervorgerufen hat, weshalb einige – verbotene und nach der Entfernung aus den Bibliotheken unzugängliche – literarische Texte in den fünfziger Jahren und noch viel häufiger in den siebziger und achtziger Jahren auf der Schreibmaschine abgetippt wurden, warum manche ziemlich schwierige Texte wie z.B. Holans „Noc s Hamletem“ (Eine Nacht mit Hamlet) über Jahrzehnte als „Herzstücke“ der tschechischen Literatur galten, weshalb Autoren wie Václav Havel, Milan Kundera oder besonders Josef Škvorecký Anklang bei einem breiten europäischen Publikum fanden, ja mitunter eine globale Leserschaft ansprachen, dann finden wir auf die meisten dieser Fragen keine Antwort.

Die „Geschichte der tschechischen Literatur“ stellt keine Fragen und die Mehrheit ihrer Autoren versucht auch nicht, Antworten zu geben. Aber schlimmer ist noch, dass hier nicht argumentiert wird, sondern den Lesern lediglich die eigene Version, der eigene Blick auf die kulturelle und literarische Realität vorgelegt wird. Es ist

davon auszugehen, dass ein Teil der Autoren den Beitrag zu dem Werk auf der Grundlage größerer Arbeiten verfasst hat. Aber auch darüber erfährt man nichts.

Und dennoch ist die „Geschichte der tschechischen Literatur 1945-1989“ ein Werk, das nicht nur für den Historiker zahllose Entdeckungen bereit hält und von unersetzlichem Wert ist: Denn jeder Band wird von einem ausführlichen Abschnitt „Literarisches Leben“ eingeführt. Diese Texte hat ein Team unter der Leitung des Historikers und Literaturhistorikers Petr Čornej erarbeitet. Neben Čornej war in erster Linie die junge Forscherin Kateřina Brožová mit der Abfassung dieser Einführungen befasst, ferner haben Dušan Tomášek und Petr Šámal ihren Teil geleistet, von den alten Koryphäen des Fachs beteiligte sich u. a. Jaroslav Med. Alles in allem umfassen diese vier Einleitungstexte knapp 500 Druckseiten.

Hier werden kompetent, durchdacht und übersichtlich die Wandlungen der Kulturpolitik und der kulturellen Atmosphäre charakterisiert, die legislative Grundlage des Kulturlebens und Phänomene wie die Zensur für die vier Jahrzehnte bis 1989 skizziert. Die literarischen Zeitschriften werden vorgestellt, Übersetzungen aus anderen Sprachen angeführt, aber auch die Beziehung tschechischer Literaten und der tschechischen Gesellschaft insgesamt zum literarischen Schaffen in der Slowakei abgesteckt. Die Kontexte, in denen sich die Literatur entwickelte, in denen sie lebte, sich mit den Bedingungen ihrer Zeit auseinandersetzte, werden verdeutlicht. Es wird gefragt, wie die tschechische Literatur mit der heimischen Gesellschaft und der Weltliteratur kommunizierte, welche Narrative sie selbst schuf und welche sie spielte.

Dieser überaus inspirierende und gut lesbare Teil der „Geschichte der tschechischen Literatur“ hätte eine separate Herausgabe als eigenständige Publikation verdient. Denn diese Synthese der literarischen Kulturgeschichte der Nachkriegszeit hebt sich nicht nur vom Rest des verunglückten Mammutwerks ab, sondern weist auch der so dringend benötigten modernen Geschichte der tschechischen Nachkriegsgesellschaft den Weg. Trotz der langen Reihe verdienstvoller Teilstudien zur politischen, Sozial- oder Wirtschaftsgeschichte geht eine solche der tschechischen Historiografie nach wie vor schmerzlich ab.³

Prag

Jiří Pešek

Johann, Klaus/Schneider, Vera (Hgg.): HinterNational. Johannes Urzidil. Ein Lesebuch. (Mit einem Audiofeature von Ingo Kottkamp).

Deutsches Kulturforum östliches Europa, Potsdam 2010. 370 S., ISBN 978-3-936168-55-6.

Schon der Titel der von Klaus Johann und Vera Schneider herausgegebenen Anthologie von Texten von und über Johannes Urzidil (1896-1970) weckt Interesse. Der von Urzidil selbst geschaffene Neologismus „hinternational“ ist eine Chiffre für das

³ Es ist symptomatisch, dass Kunst und Kultur in den Kapiteln der neuen Synthese von Pánek und Tůma, die der Nachkriegszeit gewidmet sind, praktisch nicht vorkommen. Pánek, Jaroslav/Tůma, Oldřich (Hgg.): Dějiny českých zemí [Geschichte der böhmischen Länder]. Praha 2008. Eine gewisse Ausnahme stellt hier der kurze Text von Tůma dar, „Protirežimní opozice nového typu“ [Eine gegen das Regime gerichtete Opposition neuen Typs], der sich mit dem Vorabend der „Samtenen Revolution“ befasst. *Ebenda* 448-450.

Lebenscredo des Prager deutschen Intellektuellen. Urzidil wollte damit seine spezielle Position bezeichnen, die es ihm ermöglichte, manchmal engagierter, ein anderes Mal wieder distanzierter Beobachter zu sein und sich von der zu seiner Zeit allbeherrschenden Ideologie des Nationalismus zu befreien: „Hinter den Nationen – nicht über – oder unterhalb – ließ sich leben [...]“ (S. 5). Schon dieser Akt der Selbstbefreiung lohnt die (Neu-)Beschäftigung mit Urzidil. Doch wie entwickelte sich seine originelle Lebensdevise?

Die Anthologie bietet wertvolles Material für die Beantwortung dieser Frage. Sie versammelt (in Auszügen) die literarischen und journalistischen Texte Urzidils und bietet eine von den Herausgebern sorgfältig recherchierte und von Zitaten aus dem autobiografischen und literarischen Werk Urzidils durchdrungene Biografie des Autors. Gleich im ersten Teil mit dem Titel „Passagen. Eine biographische Reise“ (S. 13-68) wird Urzidils einzigartige Stellung unter den Prager deutschen Dichtern rekonstruiert. Man könnte diese als ein extremes „Sowohl – als auch“ bezeichnen: katholisch erzogen, mit starker Affinität zum Jüdischen, deutsch sozialisiert, aber von früher Kindheit an mit der tschechischen Sprache vertraut. Die Familie, die in einem Prager Arbeiterviertel wohnte, gehörte keineswegs zu der gehobenen Mittelschicht wie die meisten der deutschsprachigen Prager, doch lernte Urzidil bereits während seiner Gymnasialzeit in der Prager Neustadt die etwas älteren deutschen Prager Literaten persönlich kennen. „Im Namen der jungen Generation“ (S. 34, 224 f.) hielt er neben Max Brod und Hans Demetz eine Totenrede auf den 1924 verstorbenen Franz Kafka und wurde zum Mitglied des Prager Kreises, ohne allerdings mit seinen Gedichten große Erfolge feiern zu können. Urzidil knüpfte aber auch Kontakte zu den heute weltweit geachteten tschechischen Malern der Moderne, vor allem mit Jan Zrzavý blieb er lebenslang befreundet. Wissenschaftlich beschäftigte er sich mit dem Grafiker des böhmischen Barock Wenzeslaus Hollar und schrieb an seiner wertvollsten literaturhistorischen Arbeit, „Goethe in Böhmen“. Sein Geld verdiente er bis zum erzwungenen Ausscheiden 1933/34 in der Presseabteilung der Deutschen Botschaft in Prag, außerdem schrieb er selbst – manchmal unter Pseudonym – Beiträge für verschiedene deutschsprachige Periodika und Tageszeitungen.

Diese eigenartige Position bewahrte er sich über die zahlreichen politischen Brüche hinweg: Er war ein „Vertriebener“ aus Prag, doch vor den Nationalsozialisten war er schon (oder erst) 1939 geflohen. Literarisch stand er in der Tschechoslowakei im Schatten seiner überragenden Zeitgenossen, erst in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre gelang ihm der Durchbruch. Dazu trugen die Vertriebenenkreise in erstaunlich hohem Maße bei, die Urzidil dafür schätzten, dass er die entschwundene Prager oder böhmische Welt in Erinnerungen und Träumen auferstehen ließ. Als erfolgreicher deutschsprachiger Autor kam er aus Amerika häufiger zu Les- und Vortragsreisen nach Westeuropa, in die mittlerweile kommunistische Tschechoslowakei kehrte er jedoch nicht einmal während des Prager Frühlings 1968 zurück.

Die Erinnerung an das Prag von Tschechen, Deutschen, Juden und Österreichern prägen sein literarisches und essayistisches Werk, wie aus dem nächsten Kapitel „Stationen“ (S. 69-144) hervorgeht. Kaum ein anderer Autor bewegte sich mit einer solchen Souveränität im Grenzgebiet zwischen der Belletristik und der Historio-

grafie, zwischen der fiktionalen und der realen Welt. Unter diesem Gesichtspunkt wäre es durchaus spannend, die Narrativität seiner Werke unter Berücksichtigung von Geschichtsdiskursen zu analysieren und damit zur Diskussion über das Verhältnis zwischen Historiografie und Belletristik beizutragen.

Inspirationen für sein Leben und Werk fand Urzidil bei vielen Künstlern, die im folgenden Teil des Lesebuchs „Gestalten“ (S. 145-235) in Textauszügen vorgestellt werden. Die Auswahl entspricht der Breite der Interessen, denen Urzidil nachging. Sie zeigt auch Urzidils Humanität, seine weltbürgerliche Haltung und Toleranz:

Ich war zeitlebens immer auf Seiten des Rechtes und der Mißhandelten, gleichgültig welcher Nation oder Religion sie auch angehören mögen. Sie interessieren mich nicht als Deutsche, Tschechen, Christen oder Juden, sondern einzig und allein als Menschen [...]. (S. 238)

Das Zitat weist in die gleiche Richtung wie das etwas zu kurz geratene, aber sehr anregende Kapitel „Bohemismus-Hinternationalismus“ (S. 237-248), das einige der publizistischen Texte Urzidils vorstellt. Die hier ausgewählten Beispiele illustrieren die Entwicklung von Urzidils Ansichten zur Tschechoslowakei, zu Masaryk und Beneš und vor allem zu den deutsch-tschechischen Kontakten. Urzidil erscheint als ein origineller Journalist und politischer Kommentator, seine Position ist nicht unähnlich der des tschechischen „enfant terrible“ Emanuel Rádl.

Dass sich die Herausgeber mit ihrem Protagonisten auch manchmal schwer taten, zeigt der Umgang mit einem Text, in dem dieser seine Ansichten zu den noch vagen Plänen einer Aussiedlung der Deutschen aus der Tschechoslowakei darlegte. Urzidil behauptete am 8. August 1941 in der New Yorker deutsch-jüdischen Exil-Zeitschrift „Aufbau“ in dem Artikel „Die Zukunft der Tschechoslowakei“, die Aussiedlungspläne stellten vor allem ein logistisches Problem dar. Ethische und andere Probleme wie die Gefahr, seine Prager Heimat definitiv zu verlieren, kommen gar nicht vor. Die Beteuerungen der Herausgeber, Urzidil habe hier unter dem Eindruck der Gräueltaten, die die Nationalsozialisten an den Tschechen verübten (S. 321), gesprochen, überzeugen nicht. Schließlich radikalisierte sich das Besatzungsregime erst mit Reinhard Heydrichs Ankunft im September 1941 und vor allem nach dem Attentat auf ihn und seinem anschließenden Tod Anfang Juni 1942. So liegt es nahe zu schließen, dass es eher die Enttäuschung über die Zerschlagung der Republik und den Verlust seiner vertrauten Umgebung war, die den Prager Dichter zu diesem zwar menschlich verständlichen, doch ethisch äußerst zweifelhaften Statement 1941 brachte. Zudem zeigt das Zitat, dass Urzidil sich den Prozess der Aussiedlung und Vertreibung mit allen Konsequenzen damals wohl noch kaum vorstellen konnte. Auf jeden Fall lag Urzidil der Gedanke fern, die Aussiedlung als einen Racheakt zu betrachten; 1960 schrieb er im Prolog zur Studie „Die Tschechen und Slowaken“:

So haben alle an der Geschichte der böhmischen Länder beteiligten Mächte ein wechselweise schwer belastetes Gewissen: Die Tschechen lasten auf dem ihrer Nachbarn, und die Nachbarn auf dem der Tschechen, wie denn zuletzt die von Prag ausgeübte Protektoratstyannei das deutsche Gewissen für alle Zeiten schwer behelligen muß oder sollte, andererseits aber die indiskriminierte Austreibung der Sudetendeutschen aus ihren seit neun Jahrhunderten innegehabten Wohnsitzen nie aufhören kann oder sollte, den drückendsten Block auf dem Gewissen der Tschechen darzustellen. (S. 245)

Den Abschluss der Anthologie bilden zwei Abschnitte zur Rezeption Urzidils. Unter „Stimmen. Person, Werk, Wirkung“ (S. 249-278) sind zuverlässig recherchierte Glossen der Zeitgenossen, Literaturkritiker und Wissenschaftler versammelt, die sich mit Urzidils Werk auseinandersetzen. Zuletzt werden drei schon früher publizierte „Essays“ (S. 279-311) der Literaturhistoriker und Urzidil-Kenner Hartmut Binder, Peter Demetz und Gerhart Trapp veröffentlicht.

Der Anhang des Lesebuchs bietet für einen Forscher mehrere wertvolle Stützen: Neben dem knappen „Glossar“ (S. 313-316) ausgewählter nicht mehr geläufiger Ausdrücke, den schon angesprochenen „Editorischen Notizen“ (S. 317-321) und dem üblichen „Literaturverzeichnis“ (S. 342-364) muss die fleißige Arbeit der Herausgeber an den informationsreichen „Kurzbiographien“ (S. 322-339) von Personen, die Urzidil persönlich begegnet sind oder sich mit seinem Werk auseinandersetzen, hervorgehoben werden. Hilfreich sind auch weitere Hinweise auf Quellen im Internet bzw. Mediatheken des Rundfunks und Fernsehens.

Abgerundet wird das breite Angebot an Texten und Information von und über Urzidil durch ein von Ingo Kottkamp zusammengestelltes Audiofeature, das nicht nur die Stimme Urzidils ertönen lässt, sondern vor allem einen Eindruck davon vermittelt, wie das Prager Deutsch, auch ein Thema, mit dem sich Urzidil leidenschaftlich beschäftigte, früher einmal klang.

Zusammenfassend muss betont werden, dass das von den Herausgebern in akribischer Arbeit zusammengestellte Lesebuch den ersten Zugang zu Urzidils interessanter Biografie und seinem facettenreichen Werk ermöglicht. Zudem bereichert das Kompendium die bohemistische Forschung und bietet wertvolle Anregungen für weitere Arbeiten.

Ústí nad Labem

Mirek Němec

Weger, Tobias: *Kleine Geschichte Prags*.

Friedrich Pustet, Regensburg 2011, 175 S., 40 Abb., ISBN 978-3-7917-2329-7.

In einem knapp gehaltenen Taschenbuch die tausendjährige Entwicklung der „Goldenen Stadt“ im Herzen Europas wiederzugeben, ist nicht einfach, soll diese Arbeit einem wissenschaftlichen Anspruch gerecht werden. Es gilt, die Einwirkung der wechselvollen Geschichte des Landes – seine politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung – auf Prag, dessen Zentrum, zu untersuchen. Um es vorweg zu nehmen: Tobias Weger ist es im Wesentlichen gelungen, dieser schwierigen Aufgabe zu genügen.

Die Gliederung des Buchs folgt der historischen Abfolge der historischen Entwicklung Prags: von der legendenumwobenen Gründung der Stadt um das 8. und 9. Jahrhundert v. Chr. über deren Aufstieg zur Residenzstadt der Könige Böhmens in der langen Periode des zweiten Jahrtausends; seit 1918 schließlich zur Hauptstadt in fünf wechselnden Staatsformen. Der Autor widmet sich in zehn Kapiteln den wichtigsten Ecksteinen, die die Prager Siedlungsgeschichte kennzeichnen. Der Rahmen der Rezension beschränkt sich lediglich stichwortartig auf einige Fakten, die dem Städtebild Prags und dessen Bewohnern bis zum heutigen Tag ihren Stempel aufdrücken.

Mit der Einwanderung von Slawen, den Vorfahren der tschechischen Bevölkerung Böhmens und Mährens, im 5. und 6. Jahrhunderts v. Chr., der Errichtung der Prager Burg als Schutzschild der beiderseits der Moldau niedergelassenen Siedler im 9. Jahrhundert und der Verleihung des Stadtrechts an die Altstadt (1230) sowie die Kleienseite als königliche Stadt (1257) unter den Přemysliden sowie der Neustadt unter Karl IV. (1348) ist der Kern der Prager Innenstadt entstanden. In der Folgezeit sind in diesen Stadtteilen die zahlreichen berühmten Bauten errichtet worden, die den Stil der jeweiligen Periode verkörpern (z. B. der gotische St. Veitsdom, das Renaissancepalais Belvedere, der Barockbau der St. Niklaskirche sowie eine bunte Vielfalt moderner Architektur (Jugendstil, Kubismus, Funktionalismus)).

Prag zeichnete sich von Anbeginn durch seine Offenheit aus. Bereits zu Beginn des zweiten Jahrtausends ließen sich deutsche und jüdische Kaufleute nieder. So verfügten die Juden schon im Jahre 1124 über eine Synagoge, Händler aus dem europäischen Ausland und dem Orient boten in Prag fremdländische Waren an und kauften in Prag handwerklich hergestellte Erzeugnisse. Einwanderer assimilierten sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte sprachlich. Die in Prag residierenden Kaiser – so etwa der Luxemburger Karl IV. im 14. Jahrhundert sowie der Habsburger Rudolf II. um 1600 – beriefen namhafte Persönlichkeiten nach Prag – so die Baumeister der Spätgotik Matthias von Arras und Peter Parler sowie die Physiker Johannes Kepler und Tycho de Brahe, die Meister des Barock Christoph Dientzenhofer und dessen Sohn Kilian Ignaz schufen eine Vielzahl sakraler und weltlicher Gebäude. Nicht nur die Architektur, sondern auch weitere Kunstgattungen – die Malerei, die Musik sowie die Literatur – kennzeichnen das vielfältige Kulturleben der Stadt und ihrer Bewohner über die ganzen Jahrhunderte hinweg.

Alle Vorzüge Prags – die Weltoffenheit, das einmalige bauliche Städtebild, die in Wegers Arbeit zu kurz gekommene wirtschaftliche Kraft und die sozialen Lebensbedingungen ihrer Bevölkerung, die kulturelle Vielfalt – konnten sich in Phasen politischer Freiheit besonders gut entfalten. Indessen bot die Stadt während der Diktaturen des 20. Jahrhunderts mitunter ein tristes Bild: Man vergleiche etwa die Stadt unter deutscher Okkupation, während der fünfziger Jahre oder der Normalisierung mit dem pulsierenden Prag der Vorkriegsrepublik oder auch der kurzen Monate des Aufbegehrens im Frühjahr 1968!

Abschließend seien einige Pluspunkte des Büchleins hervorgehoben, die eine bessere Übersicht des gedrängten Inhalts ermöglichen. Dies sind im Anhang: eine ausführliche Zeittafel, ferner ein Personen- und zwei Ortsregister sowie schließlich ein Verzeichnis der verwendeten Literatur.

Bad Homburg

Jiří Kosta

Orzoff, Andrea: *„Battle for the Castle.“ The Myth of Czechoslovakia in Europe, 1914-1948.*

Oxford University Press, New York 2009, 308 S., ISBN 978-0-19-536781-2.

Andrea Orzoff fügt sich mit ihrem Buch „Battle for the Castle“ in die Reihe neuerer vor allem englischsprachiger Forschungsarbeiten ein, die dem politischen System der Ersten Tschechoslowakischen Republik kritisch gegenüber stehen. Schon der

Titel macht das deutlich, da er sich offenbar auf das zweibändige Werk von Antonín Klimek bezieht, das auch in den Fußnoten prominent auftaucht. Will man diese Sichtweise auf einen Nenner bringen, so ist es wohl der, dass die Republik, wenn schon nicht wegen ihrer eigenen Fehler zum Scheitern verurteilt, sich doch durch permanente Instabilität sowie politische Deutungskämpfe auszeichnete, die dem später vor allem im Exil konstruierten harmonischen Bild nicht entsprächen. So hat Orzoff wohl in erster Linie die englischsprachige (US-amerikanische) Öffentlichkeit im Auge, der sie eine nach wie vor verklärende Perspektive vorhält.

Man wird darüber streiten können, ob dies als Anspruch noch sinnvoll formuliert werden kann, da sich sowohl in der englischsprachigen als auch in der tschechischen und deutschsprachigen (letztere rezipiert Orzoff nur in sehr geringem Umfang) Forschung in breiter Front eine solche kritische (wenn auch in Einzelfällen nach wie vor verdammende oder lobpreisende) Perspektive durchgesetzt hat. Das unbenommen lässt sich sagen: „Battle for the Castle“ löst diesen Anspruch durchaus auf gelungene Weise ein.

Nach einigen eher einführenden Verortungen des Masarykschen Denkens im 19. Jahrhundert, die vor allem das – sicher größtenteils zutreffende – Bild eines paternalistischen Liberalen zeichnen und auf die Kompatibilität der Masarykschen Philosophie mit der später verfolgten Propaganda hinweisen, verfolgt Orzoff die Entstehung des neuen Staates rund um die Aktivitäten der Auslandsgruppe. Es ist eine Kernthese Orzoffs, dass in den Vorstellungen Masaryks und Benešs „Erziehung“ im Sinne von Propaganda – und zwar sowohl im Hinblick auf die eigene wie auch die europäische Öffentlichkeit – eine entscheidende Rolle spielte. Überhaupt ließen sich auch später die Aktivitäten der „Burg“ nur unter dieser Prämisse sinnvoll verstehen. In Bezug auf deren Versuch, Kontrolle vor allem über Publikationsorgane auszuüben, ist das sicher schlüssig.¹

Der „Burg“ als Macht- und Propagandazentrum um Masaryk und Beneš ist dann ein weiteres Kapitel gewidmet. Zum Teil sehr überspitzt wird hier die mangelnde demokratische Praxis der Politik kritisiert, die Orzoff im Wesentlichen plausibel und im Einklang mit dem Stand der Forschung auf die Dominanz der Exekutive, verkörpert in den beiden Institutionen „Burg“ und „pětka“, zurückführt. Hier zeigt sich der wahre Hauptdarsteller der Geschichte: Das Außenministerium unter Beneš bzw. dessen Dritte Sektion.

Im Folgenden entwickelt Orzoff ihre zweite Kernthese: Der Mythos der Republik entstand als Produkt der Auseinandersetzungen der Burg mit ihren inneren wie äußeren Gegnern, teilweise geplant, teilweise als Nebeneffekt des täglichen politischen Kleinkriegs. Diese Auseinandersetzung verortet die Autorin dabei sowohl im mythischen als auch im konkret-politischen Raum. Anhand einer dichten, quellen-gestützten Schilderung zeichnet sie hier die publizistischen Scharmützel nach, die Masaryk öffentlich vor allem mit den Vertretern der politischen Rechten führte.

¹ Diese These, die hier nur gestreift wird, hat die Autorin an anderer Stelle ausführlich erläutert und begründet: Orzoff, Andrea: „The Literary Organ of Politics“: Tomáš Masaryk and Political Journalism, 1925-1929. In: *The Slavic Review* 63 (2004) 275-300.

Diese flankierten den politischen Erfolg der Burg rund um die Affäre Gajda sozusagen diskursiv.

Auch zum Kult um Masaryk stellt sie einige Überlegungen an, wobei nicht deutlich wird, wie sehr das Mythosprogramm der Burg mit der kultischen Verehrung des Präsidenten kongruent war. Der Transport des Burgmythos von der demokratischen Tschechoslowakei und dem philosophisch-entrückten Burgherren Masaryk erfolgte im In- wie im Ausland oft über Trivialliteratur, von der ein großer Teil direkte finanzielle Unterstützung von der Burg und deren Verlagshaus Orbis erfuhr. Neben Masaryk und Beneš verweist Orzoff zutreffend auf die wichtige Rolle, die etwa Karel Čapek, vor allem aber der Burg personell eng verbundene formal unabhängige Zeitungen wie die „Lidové noviny“ spielten.

Der Erfolg der „inneren“ Propaganda ließ sich im Ausland nicht wiederholen. Neben dem allgemein schwindenden Interesse der Großmächte an Ostmitteleuropa charakterisiert Orzoff vor allem den Deutungskonflikt mit Ungarn nur als sehr bedingten Erfolg der Burg und ihres Außenministeriums. Einer der interessantesten Abschnitte ist sicher die Schilderung der Aktivitäten des Prager P.E.N.-Klubs um Karel Čapek, die exemplarisch die enge organisatorische und personelle Verflechtung von Außenministerium und Burgintellektuellen sowie die doppelte Richtung der Propaganda nach innen und außen zeigt.

Wie Orzoff zu Recht feststellt, liegt hier noch großes Potenzial für vergleichende Studien, da alle Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie einen ähnlichen Diskurs betrieben, der den europäischen Charakter des Staates und seine Fähigkeit akzentuierte, politische und staatliche Ordnung zu garantieren. Ob man hier so weit gehen kann, ein Osteuropa der Mentalitäten zu diagnostizieren, das der späteren Grenzziehung durch den Eisernen Vorhang vorausging, wie einleitend angedeutet wird, darf aber bezweifelt werden.

Im Zeichen des heraufziehenden Zerfalls der Republik zeigt Orzoff ein weiteres Mal, wie die Burg angesichts der internationalen Lage zunehmend isoliert wurde, zugleich aber ihre Propaganda unverändert fortführte. Die „Meistererzählungen“ der Ersten Republik, die in der Folge den Mythos mehr als alles andere formulierten und weitertransportierten, Čapeks „Gespräche mit Masaryk“ und Ferdinand Peroutkas „Budování státu“, entfalteten zu dieser Zeit ihre Wirkung. Der diskursive Abgesang auf die Erste Republik in den Jahren 1938-1948 konnte den Mythos der Burg nicht mehr beschädigen, im Gegenteil: Gegenüber den Parteien und der Tagespolitik erstrahlte er umso heller.

Was die beiden Generalthesen des Werks betrifft, dass nämlich zum einen der Mythos der Burg im Rahmen der tagespolitischen Auseinandersetzung zu großen Teilen bewusst gesteuert entstand, zum anderen die Wirkkraft dieses Mythos auch auf der Komplementarität von Inlands- und Auslandspropaganda beruhte, so kann letztere deutlich mehr überzeugen. Da Orzoff fast ausschließlich die Binnensicht der Burgintellektuellen wiedergibt, ist die Argumentation dort, wo die Rolle des Außenministeriums und seines Propagandaapparates beschrieben wird, sowohl dicht an den Quellen als auch allgemein überzeugend. Inwiefern aber der „Myth of Czechoslovakia in Europe“ – so der Untertitel des Buches – auch den tschechischen Republikdiskurs schlüssig erklärt, muss dahingestellt bleiben. Dazu tragen Unklar-

heiten in Methode und Begriffsbildung bei: Trotz einleitender Definitionsversuche wird nicht recht deutlich, was Orzoff mit dem Begriff „Mythos“ bezeichnet. Er schwankt ständig zwischen einer intentionalen Legitimationsfunktion und einem allgemeinen Diskursbegriff. Da diese Differenzierung unterbleibt, lässt sich der allgemeine Nationaldiskurs nur schwer von seiner „Burgvariante“ unterscheiden, auch wenn Orzoff das zweifellos im Sinn hat. Gerade in der Fundierung des tschechischen Nationsverständnisses im 19. Jahrhundert scheint Orzoff hier bei aller Kritik aber selbst der suggestiven Kraft der Masarykschen Geschichtsphilosophie zu erliegen. Masaryks Behauptung, immer und zu jeder Zeit eine konsistente Haltung vertreten zu haben, wurde bereits von seinen Zeitgenossen grundlegend in Frage gestellt. Eine Definition etwa des tschechischen Staatsrechtsbegriffs und seiner diskursiven Verankerung hätte hier vielleicht geholfen.

Ebenfalls begrifflich, aber auch grundlegend methodisch lässt sich die Gegenüberstellung von Mythos und Realpolitik hinterfragen. Auch die „realpolitischen“ Erfolge oder Misserfolge der Burg konnten ja nicht anders als diskursiv verhandelt und dargestellt werden. Zudem überzeugt der Hinweis, der Masarykkult sei eine rein „zivile“ Angelegenheit gewesen, nicht. Eine derart scharfe Trennung von Politik und Religion müsste ja gerade an dieser Stelle aufgeweicht und auf wechselseitige Durchdringung untersucht werden. Zu guter Letzt sei auch darauf hingewiesen, dass die Schilderung der Jahre 1925-1929 und 1930-1938 primär als Krisenzeit, und damit die Übernahme der Wahrnehmung der Burg, nicht ganz unproblematisch ist. Denn dadurch gerät ein durchaus vorhandener politischer Grundkonsens, der auch Gegner wie Masaryk und Kramář bis zu einem gewissen Punkt zusammenrücken ließ, etwas aus dem Blick. Gerade eine breitere Diskussion des öffentlichen Auftretens etwa von Antonín Švehla, zu dem Orzoff einige aufschlussreiche Passagen beisteuert, hätte die Darstellung eines permanenten ideologischen Kampfes vielleicht relativieren können.

All diese Kritikpunkte sollen aber nicht von den Stärken der Arbeit ablenken: Orzoff zeigt nicht nur die Mechanismen der Propaganda auf, sondern zeichnet auch ein sehr überzeugendes Bild der dichten personellen und organisatorischen Verflechtungen rund um die Burg. Auch die gegenseitige Determiniertheit von außen- und innenpolitischem Erfolg, zumindest in den Augen der Handelnden, ist eine wertvolle Erkenntnis.

Prag

Johannes Gleixner

Osterkamp, Jana: Verfassungsgerichtsbarkeit in der Tschechoslowakei (1920-1939): Verfassungsidee – Demokratieverständnis – Nationalitätenproblem.

Vittorio Klostermann, Frankfurt/M. 2009, X u. 309 S. (Studien zur Europäischen Rechtsgeschichte 243), ISBN 978-3-465-04073-6.

Die vorliegende Arbeit, die auf der Dissertation der Autorin an der Universität Frankfurt am Main beruht, stellt die bisher fundierteste Untersuchung zu den Entstehungsumständen und zum Innenleben des ersten tschechoslowakischen Verfassungsgerichts dar.

Das Buch gliedert sich in drei Teile. Der erste beschäftigt sich mit der Schaffung des Verfassungsgerichts in der Ersten Tschechoslowakischen Republik (1918-1938). Osterkamp vollzieht hier die Ausarbeitung und die Interpretation des Verfassungstextes sowie und insbesondere des Gesetzesartikels vom 9. März 1920 über das Verfassungsgericht nach. Sie geht zudem auf die Stellung des neuen Gerichts innerhalb des politischen Systems ein und weist kritisch auf das Fehlen einer wirksamen Vertretung der nationalen Minderheiten des damaligen Vielvölkerstaates Tschechoslowakei hin (siehe dazu die Fälle der Vertreter deutscher Nationalität Latka, Löwy und Nussbaum, 82-84). Es folgt eine präzise und kenntnisreiche Untersuchung der Misserfolge – anders lässt es sich nicht sagen – der Verfassungsgerichtsbarkeit in der ČSR. Ein Kernproblem war der sehr beschränkte Kreis der Antragsteller, die eine Klage einreichen konnten (S. 12-32) – letztlich hatte das Gericht dadurch kaum etwas zu entscheiden. Aus dieser Erfahrung hat die Tschechische Republik nach 1992 ihre Lehren gezogen, indem sie die „Tore der Verfassungsgerichtsbarkeit“ für natürliche und juristische Personen ebenso geöffnet hat, wie für die regionalen Selbstverwaltungsorgane. Auch die juristischen Faktoren, die dem Verfassungsgericht die Arbeit schwer machten – u. a. die geringen Kompetenzen des Gerichts und die auf drei Jahre nach seiner Veröffentlichung im Gesetzblatt beschränkten Frist, innerhalb derer das Verfassungsgericht ein Gesetz auf seine Verfassungsmäßigkeit überprüfen konnte – charakterisiert Osterkamp zutreffend.

Eine Stärke dieses ersten Teils liegt ferner darin, dass Osterkamp das Wirken des tschechoslowakischen Verfassungsgerichts im Kontext des politischen Systems und seiner Eigenarten versteht. Dazu gehörte namentlich die Tendenz, politische Entscheidungen auf dem Weg informeller Übereinkünfte zwischen den politischen Parteien und dem Präsidenten zu fällen. Die dominante Stellung der Parteien und deren versuchte Einflussnahme auf die Entscheidungsfindung wird als einer der Gründe dafür ausgemacht, warum es zwischen 1931 und 1938 nicht gelang, das Verfassungsgericht den Herausforderungen der Zeit anzupassen. In diesem Abschnitt fesseln die Portraits der beiden Präsidenten des Verfassungsgerichtes, Karel Baxa und Jaroslav Krejčí. Und auch die Portraits der weiteren Verfassungsrichter und ihrer Stellvertreter öffnen den Blick auf einen bislang völlig vergessenen Bereich der tschechischen Verfassungsgeschichte – einschließlich der persönlichen Konflikte zwischen den tschechischen Rechtsexperten (z. B. S. 231 f.).

Der zweite Teil des Buches ist den Streitigkeiten um den Charakter der Ermächtigungsgesetze und der Rolle des Verfassungsgerichtes in dieser Auseinandersetzung gewidmet, die aller Wahrscheinlichkeit nach das Schicksal der Verfassungsgerichtsbarkeit in der ČSR besiegelt hat. Osterkamp nimmt die erste Entscheidung des Verfassungsgerichtes von 1922 zur Verfassungswidrigkeit von Ermächtigungsgesetzen zum Ausgangspunkt und verfolgt die Konflikte des Gerichts mit den Regierungsparteien, die auf dieses Urteil zurückgehen. Diese zogen sich durch die gesamte Geschichte der Ersten Republik und zeigen Auswirkungen bis in die Gegenwart – hat doch z. B. der Konflikt zwischen der katholischen Kirche und dem Staat um die Eigentumsverhältnisse des St. Veits-Doms (die mit einer Einigung beider Seiten beendet wurde) seine Wurzeln in einer Regierungsverordnung, die auf der Grundlage eines ähnlichen Ermächtigungsgesetzes fußte.

Osterkamp widmet sich zunächst dem Ablauf des ersten Verfahrens vor dem Verfassungsgericht, dem Rechtsstreit über die Eingliederung der Gemeinden Weitra und Feldsberg in die Tschechoslowakei, und skizziert dann die Theoriedebatte zu dieser Frage. In dieser Diskussion, die sich über Jahre zog, meldeten sich auch ausländische Verfassungsrechtler wie Hans Kelsen, Léon Duguit oder Maurice Hauriou zu Wort. Im Anschluss untersucht Osterkamp die beiden einzigen Entscheidungen des Verfassungsgerichtes, die zur Revision zweier auf der Grundlage eines Ermächtigungsgesetzes verfügte Gesetze führten. Diese zwei Urteile fielen im Juni und Juli 1939, und damit in einer Zeit, in der die Tschechoslowakei nicht mehr existierte, sodass sie keinen Einfluss auf die weitere Entwicklung hatten. Das gesamte Kapitel besticht durch die gründliche Analyse sowohl der verfassungsrechtlichen Situation als auch der Verhandlungspraktiken hinter den Kulissen.

Der dritte Teil der Arbeit ist nicht ausschließlich dem tschechischen Verfassungsgericht gewidmet, doch gibt er einen guten Eindruck von der schwierigen Lage, in der dieses Ende dreißiger Jahre wirkte. Im Zentrum der Darstellung stehen hier die Probleme mit der deutschen Minderheit und ihrer politischen Repräsentation, die die Verfassungsgerichtsbarkeit insofern tangieren, als Verfassungsreformen nötig gewesen wären, um sie zu lösen. Ein Teil der Gesetzesentwürfe der Sudetendeutschen Partei aus dem Jahr 1937 (216 f., „Volkschutzgesetzanträge“) bildete das Gerüst für einen Zusatz, mit dem 1938 die das Verfassungsgericht betreffenden gesetzlichen Regelungen ergänzt wurden, und in denen den so genannten Volksgruppenorganisationen, gegebenenfalls auch deren Abgeordneten und Senatoren, das Recht eingeräumt werden sollte, dem Verfassungsgericht Vorschläge zur Überprüfung der Verfassungsmäßigkeit von Gesetzen zukommen lassen zu können (S. 240). Eine Reihe von Vorschlägen hatten schon zuvor Fritz Sander und Hermann Raschhofer in ihren Publikationen vorgelegt, aber auch Hans Kelsen beschäftigte sich mit dieser Frage, als er 1936 nach Prag kam. Osterkamp ordnet diese Problematik zutreffend in den Kontext der Forderungen der anderen Minderheiten aber auch der Rufe nach Autonomie für die Slowakei ein, wobei sie die Reaktionen der tschechischen Seite nicht vernachlässigt. Der letzte Teil behandelt dann nur noch sehr knapp das weitere Schicksal der Verfassungsgerichtsbarkeit nach dem Zweiten Weltkrieg (251-254).

Die Arbeit von Jana Osterkamp ist in mehrfacher Hinsicht verdienstvoll. Sie ist die erste Arbeit, die die Geschichte der Verfassungsgerichtsbarkeit in der Ersten Tschechoslowakischen Republik gründlich bearbeitet, und das nicht nur aus der Perspektive der deutschen, sondern auch der tschechischen Rechtsgeschichte. Die Schlussfolgerungen der Autorin sind dabei auch für die Gegenwart von Relevanz, da einige der Themen, mit denen das Verfassungsgericht damals beschäftigt war, auch heute noch virulent sind. Viele dieser Probleme stellen und stellen sich nicht allein in Tschechien – das macht das Buch auch für Rechtshistoriker interessant, die sich mit allgemeinen Fragen der Verfassungsgerichtsbarkeit beschäftigten. Osterkamp macht als erste in der deutschsprachigen Fachliteratur deutlich, dass mit der Verfassungsurkunde vom 29. Februar 1920 die weltweit erste Möglichkeit einer abstrakten Normenkontrollklage über eine spezialisierte Verfassungsgerichtsbarkeit verankert wurde. Das wird sogar in Tschechien häufig vergessen, wo stets der Einfluss Kelsens hervorgehoben und übersehen wird, dass es sich bei der Gründung um das

alleinige Ergebnis der Arbeiten an der Verfassung während der Jahre 1919-1920 handelt, die keineswegs an die Konzeption des österreichischen Reichsgerichts von 1867 anknüpfen. Und schließlich liest man das Buch nicht nur dann mit Gewinn, wenn man sich für die Geschichte der Verfassungsgerichtsbarkeit bzw. mit Rechtsgeschichte der ČSR befasst. Sie ist auch für diejenigen von Interesse, die sich für die Stellung der nationalen Minderheiten in diesem Staat interessieren. Gerade diese Passagen bringen auch für tschechische Experten neue Einsichten: In einem Rechtsstaat wird Politik mit Hilfe von Rechtsmitteln verwirklicht, und diese wiederum werden vom Verfassungsgericht kontrolliert. Damit sind Verfassungsgerichte an die Sphäre der Politik rückgekoppelt, die sie zwar nicht direkt formen, doch über deren Einhaltung – gerade was die im Verfassungsrang stehenden Regeln betrifft – sie wachen. Auch aus diesem Grund ist die Nationalitätenfrage als ein thematischer Schwerpunkt der Arbeit gut gewählt: Denn sie war der Bereich, in dem sich die Verfassungsgerichtsbarkeit der Ersten Republik wirklich herausgefordert sah und in dem sie aktiv wurde. Die Tatsache allerdings, dass dieses Problem letztlich zum Untergang des Staates führte, kann nicht dem unzureichend funktionierendem Verfassungsgericht zur Last gelegt werden.

Jana Osterkamp hat eine gewaltige Menge an Quellen und Dokumenten sowie die relevante deutsche und tschechische rechtswissenschaftliche Literatur aus der Zwischenkriegszeit bearbeitet. Damit hat sie gezeigt, auf welch hohem Niveau sich die deutsche Rechtsgeschichte derzeit bewegt. Ich habe allerdings den Eindruck, dass ihre Arbeit dem tschechischen und österreichischen Rechtswissenschaftler aufgrund der gemeinsamen Verfassungsgeschichte und vergleichbarer Problemlagen näher und verständlicher als dem deutschen Leser sein wird. Doch liegt darin möglicherweise auch ein Vorzug, erfährt der deutsche Leser hier doch viel über die Rechtswissenschaft, wie sie an der deutschen Universität in Prag betrieben wurde. Auch bietet die Arbeit einen sehr guten Zugang zu der zeitgenössischen rechtswissenschaftlichen Literatur und das anhand der in ihrer Zeit zentralen Konflikte um das Wesen der Demokratie und des Rechtsstaates, die unter anderem auf dem Feld der Bemühungen um eine Lösung des Nationalitätenkonflikts geführt wurden. Das letzte Wort in dieser Diskussion wird jedoch vermutlich niemals gesprochen werden.

Brno

Jan Filip

Lemberg, Hans/Marek, Michaela/Beneš, Zdeněk/Kováč, Dušan (Hgg.): Suche nach Sicherheit in stürmischer Zeit. Tschechen, Slowaken und Deutsche im System der internationalen Beziehungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Klartext, Essen 2009, 449 S. (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 16; Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa 31), ISBN 978-3-89861-127-5.

Die Deutsch-Tschechische und Deutsch-Slowakische Historikerkommission hat inzwischen 17 Bände vorgelegt, die eine ganze Reihe von trinationalen Tagungen zu ausgewählten Problemfeldern der jüngeren Geschichte und Kultur dokumentieren.

Der hier vorzustellende Band behandelt Fragen der internationalen Beziehungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Nach einer gewohnt fundierten Einführung von Jan Křen zur böhmischen Frage in der deutschen und österreichischen Politik vor 1918 setzen sich die ersten Beiträge mit der Zwischenkriegszeit auseinander, wobei neben Fragen der internationalen Politik zwischen Völkerbund und Locarno (Eduard Kubů zu Benešs Politik im Völkerbund, Peter Krüger zur europäischen Sicherheitspolitik, Jindřich Dejmek zur Außenpolitik des Deutschen Reiches) auch Fragen des Minderheitenschutzes thematisiert werden (Beiträge von Sabine Bamberger-Stemmann zu „Funktionen und Anwendungen des Minderheitenschutzes in der Zwischenkriegszeit“ und Bohumila Ferenčuhová zum Schutz der nationalen Minderheiten im Völkerbund).

Einen wichtigen thematischen Schwerpunkt bildet das Münchner Abkommen, das u. a. in Hinblick auf die Perspektiven Großbritanniens und Frankreichs sowie die Rolle der Slowakei untersucht wird. So dokumentiert der Beitrag von Jindřich Dejmek den wachsenden Druck des nationalsozialistischen Deutschen Reiches auf die Tschechoslowakei und belegt die fatale Wirkung der westlichen Appeasement-Politik – Mitteleuropa zählte eben nicht zu den zentralen Interessensbereichen Großbritanniens –, vor deren Hintergrund die großzügige Asylpolitik der Tschechoslowakei nach 1933 umso bedeutender und mutiger erscheint.

Die folgenden Aufsätze werfen einen Blick auf die zunehmende Abhängigkeit der Tschechoslowakei von der Sowjetunion und skizzieren den Weg in den Kalten Krieg. Entscheidende Schritte zur Einbindung in den neuen Ostblock waren hier die erzwungene Ablehnung des Marshallplans, die Slavomír Michálek untersucht (Die Tschechoslowakei und der Marshallplan), sowie der Februarumsturz, dem sich Vilém Prečan in einem grundlegenden Beitrag nähert (Der Februarumsturz 1948 in der Tschechoslowakei im internationalen Kontext. Unmittelbare und langfristige Folgen), in dem sowohl die Auswirkungen des Februarputsches auf das internationale System im Allgemeinen wie auch die beiden deutschen Staaten im Besonderen untersucht werden.

Jan Křen skizziert das allmähliche Auftauchen der lange als unhistorisch marginalisierten tschechischen nationalen Bewegung im Bewusstsein von Politik und Medien im Deutschen Reich, wobei die zentralen außenpolitischen Perspektiven vom deutschen Charakter der Donaumonarchie – gewissermaßen als Gegenposition zum tschechischen Staatsrecht – und deren dualistischer Struktur ausgingen, der Einfluss der Ungarn in Wien sogar explizit gefördert wurde. Mit der wachsenden Abhängigkeit der Habsburgermonarchie vom Deutschen Reich – Stichwort Mitteleuropadiskussionen – wurde auch der Blick auf die nationalen Bewegungen, so der Tschechen, entsprechend geprägt.

Eduard Kubů setzt sich mit der Sicherheits- und Minderheitenpolitik nach 1918 in Europa auseinander und weist auf das trügerische System kollektiver Sicherheit hin, wie es der Völkerbund vertrat. Damit korrespondierte ein Minderheitenschutz, der die schon vor 1918 virulente Problematik der Minderheiten gerade nicht löste, so dass diese auch in der Tschechoslowakei lediglich in modifizierter, aktualisierter Form erhalten blieb. Zur Minderheitenpolitik konstatiert Eduard Kubů eine gewisse Unstimmigkeit zwischen dem Anspruch, die tschechoslowakische Verfassung

nach Schweizer Vorbild zu errichten auf der einen, und der Praxis, die Minderheiten, insbesondere Deutsche und Ungarn, gemäß der Maxime des Nationalstaats vom Aufbau des Staates fernzuhalten, auf der anderen Seite.

Im Gegensatz zur häufigen, gleichwohl wichtigen Fokussierung auf innenpolitische Phänomene bzw. auf Fragen des deutsch-tschechischen Zusammenlebens wird mit diesem Band überzeugend gezeigt, welche Rolle die Außen- und Sicherheitspolitik und das internationale Mächtesystem gespielt haben und wie stark Entwicklungen innerhalb der böhmischen Länder und der Slowakei von den übergeordneten Koordinaten der Machtpolitik determiniert waren.

Weimar

Steffen Höhne

Lacko, Martin: Slovenské národné povstanie 1944 [Der slowakische Nationalaufstand 1944].

Slovart, Bratislava 2008, 224 S., zahlr. Abb., ISBN 978-80-8085-575-8.

Jener Aufstand, der im Spätsommer 1944 auf dem Gebiet der Mittelslowakei ausbrach und das Land aus dem Lager der Verbündeten des nationalsozialistischen Deutschland herauslösen sollte, ist im slowakischen öffentlichen Gedächtnis immer noch als „Slowakischer Nationalaufstand“ verankert und nicht nur die Benennung verweist darauf, dass wir es hier nach wie vor mit einem der „großen Themen“ der modernen Geschichte dieses Landes zu tun haben, an deren Interpretation sich die Geister scheiden. Zwar sind Erinnerungsverpflichtungen wie die Verneigung vor der sowjetischen Hilfe, dank der es gelungen sei, sich vom „Joch des Faschismus und seiner Helfershelfer“ zu befreien, um den Weg in die lichte Zukunft einer modernen sozialistischen Industriegesellschaft zu beschreiten, wie sie vor 1989 bestanden, inzwischen Vergangenheit. Doch dauern die innerslowakischen Auseinandersetzungen um den Stellenwert und die Traditionsfähigkeit des Staates der Kriegsjahre für das slowakische Selbstverständnis an und erfahren in der Debatte um den „National“-Aufstand ihre Zuspitzung.

Vorzustellen ist hier ein weiterer Beitrag in dieser Debatte von einem der jüngeren slowakischen Historiker, der gleichwohl bereits mit mehreren Werken vor allem zur Militärgeschichte des Slowakischen Staates hervorgetreten ist sowie mit mehreren beachteten Quelleneditionen, u. a. von Situationsberichten der Sicherheitsstellen aus den Monaten Januar bis August 1944. Jüngst hat Martin Lacko nun ein gut lesbares Buch für ein größeres Publikum vorgelegt, das mit ausgewähltem Bildmaterial ansprechend gestaltet ist. Gegenüber früheren Darstellungen fällt außerdem positiv auf, dass auch bisher weniger thematisierte Aspekte Berücksichtigung finden. So werden nicht nur die verschiedenen am Widerstand beteiligten Gruppen ausführlich vorgestellt, sondern es wird zum Beispiel auf das Alltagsleben im Aufstandsgebiet eingegangen und eindrücklich gezeigt, dass Ende 1944 und Anfang 1945 auch die Slowakei in jene Gewaltgeschichte einbezogen wurde, die aus vielen Regionen vor allem des östlichen Europa unter deutscher Besatzung bekannt ist.

Was jedoch an diesem, gegenüber früheren Darstellungen deutlich facettenreicheren Bild nach wie vor befremdet, ist zum einen, dass Martin Lacko darauf verzich-

tet, Ergebnisse der internationalen Forschung einzubeziehen, die, zum Beispiel zur Einsatzgruppe H, seit Jahren vorliegen. So ist es vielleicht auch nur folgerichtig, dass sich in fast jeder im Original wiedergegebenen deutschen Bezeichnung Schreibfehler finden. Zum anderen ist unübersehbar, und hier ist anzuschließen an die eingangs formulierten Befunde zur innerslowakischen Selbstvergewisserung, dass auch Lacko mit seinem Buch eine geschichtspolitische Absicht verfolgt. So nennt er als einen Anlass für sein Werk das Erschrecken darüber, dass Ober- und Mittelstufenschüler kaum etwas über den Aufstand wüssten, und wenn, dann nur über ein sehr verzerrtes Bild verfügten (S. 13). Auch wendet er sich trotz aller Verweise auf die hochgradig umstrittene Erinnerung an den Staat der Kriegsjahre an eine offenbar einmütige Leserschaft und schreibt kontinuierlich von „naša spoločnosť“, also „unserer Gesellschaft“. Fluchtpunkt seines geschichtspolitischen Beitrags ist dabei einmal mehr der eigene Staat. Folglich kommentiert er zum Beispiel den Befund, dass keine der Widerstandsgruppen die Beibehaltung slowakischer Staatlichkeit zu ihren Zielen zählte, als „sehr grundlegende und aus historischer Perspektive auch sehr traurige Tatsache“ (S. 30). Damit nicht genug: Dem Buch stellt er ein Zitat von Karel Richter voran, worin dieser sich in antisozialistischer aufklärerischer Manier zur „Wahrheit“ und zu den „Helden“ bekennt. Auch Lacko konstruiert ein Geschichtsbild für die slowakische Gesellschaft, für das er „Wahrheit“ in Anspruch nimmt. Im Angebot hat er außerdem ebenfalls „Helden“ – seine sind vor allem militärische – und die Hoffnung, seine Leserschaft möge sich positiv zur slowakischen Staatlichkeit stellen.

Wuppertal

Tatjana Tönsmeier

Odsun. Die Vertreibung der Sudetendeutschen. Dokumentation zu Ursachen, Planung und Realisierung einer „ethnischen Säuberung“ in der Mitte Europas 1848/49-1945/46. Bd. 2: Von der Errichtung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ im März 1939 bis zum offiziellen Abschluss der Vertreibung Ende 1946. Auswahl und Zusammenstellung Roland J. Hoffmann, Kurt Heißig, Manfred Kittel. Bearbeitung Kurt Heißig, Gudrun Heißig, Anna Robstock.

Sudetendeutsches Archiv, München 2010, 891 S., ISBN 978-3-933161-08-6.

Zwischen dem Erscheinen des ersten und des zweiten Bandes der Dokumentation zur Vertreibung und Zwangsaussiedlung der Sudetendeutschen sind zehn Jahre verstrichen. Als Gründe geben die Herausgeber den Wechsel in der Zusammensetzung des Arbeitsteams, die Einstellung der staatlichen Förderung des Sudetendeutschen Archivs und eine angeblich fehlerhafte Vorbereitung durch ihre Vorgänger an. Während die Dokumente für die Jahre 1939 bis 1941 noch von der alten Arbeitsgruppe ausgewählt und wenig gekürzt wurden, habe das neue Team, das die Auswahl der Dokumente zu den Jahren 1941 bis 1946 verantwortet, stärkere Einschnitte vorgenommen. Dokumente zur Neubesiedlung des Sudetenlandes fehlten, heißt es, um eine Überschneidung mit dem Forschungsprojekt über „Migrationen“ zu vermeiden, also mit der Dokumentenreihe, die von Adrian von Arburg und Tomáš Staněk erstellt wird.

Die kurze Einführung von Kurt Heißig unterscheidet sich von jener Roland Hoffmanns zum ersten Band durch eine stärker „landsmannschaftliche“ Tonlage, schlampige Formulierungen und die offene Ankündigung, auf „Ausgewogenheit“ zu verzichten. Heißig schreibt, dass das neue Team Dokumente zur Vernichtung der Juden und zu den „Plänen der nationalsozialistischen Rassenpolitiker“ weitgehend ausgelassen habe. Denn der Holocaust habe „kaum“ eine Auswirkung auf die Vertreibung gehabt, die NS-Pläne seien erst nach dem Krieg bekannt geworden und hätten dann nur als Propagandamaterial gedient. Beide Behauptungen sind nicht richtig: Der Holocaust erleichterte den Alliierten, das Prinzip der Kollektivschuld zu vertreten und Deutschland sehr viel härtere Bedingungen als nach dem Ersten Weltkrieg einschließlich der Vertreibungen aufzuerlegen. Zudem weist die massenhafte Beteiligung von Sudetendeutschen am Raubzug der „Arisierung“ durchaus Parallelen zur anfangs „wilden“ und später bürokratisch organisierten Aneignung deutschen Eigentums durch tschechische Neusiedler nach dem Kriege auf. Die – zwar begrenzte Aussiedlung – von Tschechen und Ansiedlung von „Volksdeutschen“, verbunden mit dem Blick auf die NS-Rassenpolitik in Polen, machten einem erheblichen Teil der tschechischen Bevölkerung klar, was ihnen nach dem Kriege drohen könnte. Über eine entweder noch im oder nach dem Krieg geplante Umsiedlung kursierten deshalb während des gesamten Krieges durch Tatsachen untermauerte Gerüchte, die in dem Sammelband auch dokumentiert werden.

Trotz Heißigs Einleitung enthält der Band die bekannten Aussagen der NS-Führung in Berlin und Prag über die nach dem Krieg geplante „Umvolkung“, Umsiedlung und „rassische Bestandsaufnahme“ der Tschechen, allerdings keine Dokumente über die schon während des Krieges unternommenen Schritte in diese Richtung wie die Zwangsaussiedlung von mehr als 75 000 Tschechen aus den radikal erweiterten und neu angelegten Truppenübungsplätzen, auf denen nach dem Kriege Deutsche angesiedelt werden sollten, über die weit fortgeschrittene „rassische“ Untersuchung der tschechischen Bevölkerung oder die Halbierung der Zahl der tschechischen Gymnasiasten. Zu den Vertreibungsplänen werden Memoranden, Gesprächsprotokolle Edvard Beneš und Hubert Ripkas mit alliierten Staatsmännern und Gesandten abgedruckt und die Argumente der „Treuegemeinschaft Sudetendeutscher Sozialdemokraten“ unter der Führung Wenzel Jakschs und bis 1943 auch der abgespaltenen Zinner-Gruppe gegen die Vertreibung dokumentiert, die sie gegenüber der tschechoslowakischen Exilregierung und den westlichen Alliierten vorbrachten. Ohne jegliche Quellenkritik wird die Behauptung eines sudetendeutschen Funktionärs aus dem Jahre 1958 abgedruckt, nach der Henlein und seine Leute entsetzt über die „Ausrottungs- und Aussiedlungsabsichten“ gewesen seien, die Frank in seiner Karlsbrunner Rede von Ende März 1944 dargelegt habe (Dok. 272). In Wirklichkeit hat Frank damals die Funktionäre des Sudetengaus zur kriegsbedingten Mäßigung ermahnt. An mehr oder weniger passenden Stellen bauen die Herausgeber Chruschtschows Aussagen in seiner Geheimrede von 1956 über die von Stalin befohlenen innersowjetischen Deportationen (Dok. 258), von Stefan Szende zum Nationalstaat (Dok. 259) und Raphael Lemkin zum Genozid (Dok. 304) ein. Völlig unklar (oder doch nicht?) ist der Einschub eines Dokumentenauszugs zur „Iglauer Volksinsel“, in dem das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS darstellt, dass die

Deutschen besonders in der Zwischenkriegszeit Verluste gegenüber den Tschechen erlitten hätten (Dok. 318). Für die ersten Monate nach dem Krieg bringen die Herausgeber vor allem Zeitungs- sowie einige „Augenzeugenberichte“ von Sudetendeutschen über Grausamkeiten und Morde an Deutschen in Landskron, Postelberg, Waltsch und Aussig sowie den Brünner „Todesmarsch“, ohne sie mit der neuesten tschechischen Literatur zu vergleichen, die wie die Werke Tomáš Staněks ja nicht im Verdacht steht, die „Exzesse“ zu beschönigen (Dok. 341, 362 f., 370, 394).

Die zum Teil zahlreichen Kürzungen in einem einzigen Dokument machen in manchen Fällen die Interpretation fast unmöglich (siehe Dok. 100). Auch wird der Inhalt der ausgelassenen Teile nicht zusammengefasst wiedergegeben. Grundsätzlich fehlen Fußnoten, und zwar auch zu nicht oder nur schwer verständlichen Passagen (Was heißt z. B. PUR im Dokument 201?). Die Herausgeber haben sich darüber hinaus nicht bemüht, kaum wahrscheinliche Aussagen zu verifizieren, so die Behauptung der Exil-kommunistischen Zeitschrift „Mladé Československo“, dass Emanuel Moravec erklärt habe, die Tschechen sollten nach Russland auswandern (Dok. 209). Sie haben sich nicht in der Fachliteratur kundig gemacht, um den Inhalt von Dokumenten einordnen zu können. So erfährt der Leser z. B. nicht, dass der Absatz über die Sudetendeutschen in dem Brief der Moskauer KSČ-Führung vom 13. Dezember 1943 gestrichen wurde (Dok. 249). Auch kleinere Fehler wären durch Lektüre der Sekundärliteratur zu vermeiden gewesen, wie die falsche Zuordnung von Latham zeigt, hinter dem die Herausgeber einen konservativen Politiker vermuten (S. 165) – in Wirklichkeit handelte es sich um einen Mitarbeiter des Central Department des Foreign Office.

Die Herausgeber haben einerseits veröffentlichte Dokumente und zahlreiche Artikel aus tschechischen und britischen Zeitungen sowie andererseits unveröffentlichte Dokumente aus mehreren Archiven in Tschechien, Großbritannien und Russland, meist in Auszügen, abgedruckt. In allzu vielen Fällen wird die Provenienz der Dokumente ungenau angegeben, was ein Wiederauffinden so gut wie unmöglich macht. Sehr häufig wird nur das Archiv, nicht aber der Bestand oder gar die Signatur eines Dokuments genannt. Das gilt unter anderem auch für die Berichte deutscher Kommunisten an die Parteiführung über die Behandlung ihrer Genossen und übrigen Landsleute durch die Behörden. Hinter der Angabe „Collegium Carolinum, München, Schriftgutabteilung, Faszikel Vertreibungsvorbereitungen“ (z. B. bei den Dokumenten 202 und 222) stehen wohl zum großen Teil ein paar Ordner mit Dokumenten, die ich als Angestellter des Collegium Carolinum für meinen Vergleich dreier Exilregierungen kopiert und dort deponiert hatte. Zu vermuten ist, dass die fehlenden Angaben zu den Beständen besonders aus dem früheren Staatlichen Zentralarchiv, dem heutigen Nationalarchiv in Prag, ähnliche Ursachen haben.

Als Ergebnis der Durchsicht ist festzuhalten, dass die Dokumentensammlung wissenschaftlichen Ansprüchen keinesfalls genügt. Ein großer Teil der abgedruckten Dokumente kann nur im Zusammenhang mit der Fachliteratur eingeordnet und interpretiert werden. Sie ist aber wohl ohnehin eher als Materialsammlung für die Argumentation der Sudetendeutschen Landsmannschaft vorgesehen.

Hahn, Eva/Hahn, Hans Henning: Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte.

Ferdinand Schöningh, Paderborn u.a. 2010, 839 S., 29 SW-Abb., 32 Tabellen, Karten, ISBN 978-3-506-77044-8.

Eva und Hans Henning Hahn geht es darum, „verzerrte Bilder der Vertreibung“ (S. 17) aufzudecken. Das ist ein lohnendes Unterfangen, denn noch immer gibt es eine Menge zu tun, wenn man sich mit dem deutschen Erinnern an „Flucht und Vertreibung“ der letzten Jahrzehnte beschäftigt. Zwar ist vieles inzwischen bekannt und sowohl im öffentlichen als auch im wissenschaftlichen Diskurs präsent, eine breite Zusammenschau fehlte aber bislang.

Das Oldenburger Historikerehepaar legt mit der besprochenen Publikation nun ein Werk vor, das schon wegen seines Umfangs von mehr als 800 Seiten implizit den Anspruch erhebt, umfassend und differenzierend zu analysieren. Ihre langjährige Beschäftigung mit dem Thema findet hier ihren Höhepunkt – verdichtet auf eine Hauptthese: Die Geschichte der Erinnerung an die Zwangsmigration der Deutschen in der Bundesrepublik Deutschland ist durch eine gezielte Mythenbildung verschiedener Akteure geprägt. Dabei schöpfen Hahn und Hahn aus dem sehr Vollen. „Lasst Quellen sprechen“ könnte ein zentrales Motto des Buchs lauten: Zitate beziehungsweise Zitatcollagen bilden ein Hauptelement und ermöglichen so manches Aha-Erlebnis nicht nur für professionelle Leser: Eine der Stärken des gut lesbaren Buchs ist es, dass die vier Hauptkapitel in sich geschlossen sind und auch Quereinsteigern ohne langen Atem einen Erkenntniszuwachs bescheren.

Die ersten einhundert Seiten entfalten bereits das ganze Panorama. In ihrer „Galerie der Erinnerungsbilder“ wird die bis heute verwirrende Flut von Erinnerungskonstruktionen entfaltet. Dazu zählt beispielsweise neben dem wahrscheinlich nie endenden Spiel mit den Opferzahlen die „Sage von Hass und Rache“, die Hahn und Hahn „mentalgeschichtlich“ im Nationalsozialismus verorten (S. 89). An das Ende dieses einleitenden Essays stellen die beiden Autoren übergroß die Warnung, nicht „das Erinnern an die Vertreibung von ihrem spezifischen historischen Kontext zu entkoppeln“. Diesen Kontext sehen beide zu Recht vorrangig im nationalsozialistischen Vernichtungskrieg – ihrer Einschätzung nach das ausschließliche Movers der Vertreibung. Damit unterschlagen Hahn und Hahn jedoch unnötigerweise andere Kontexte der Zwangsmigration, wie die europäische Umsiedlungspolitik nach dem Ersten Weltkrieg.

Im nächsten Abschnitt werden „verdrängte Erinnerungen“ (S. 113) sichtbar gemacht. Dazu zählen Hahn und Hahn vor allem die ihrer Ansicht nach bewusst ausgeblendeten Teilkomplexe der massiven Bevölkerungsbewegungen des Zweiten Weltkriegs, die das NS-Regime zu verantworten hatte, etwa die „Rückführung Südost“ oder die umfangreichen Räumungen im Osten des Großdeutschen Reiches. In der „Gründerzeit des Erinnerns“, der frühen Nachkriegszeit, habe eine Entkoppelung des Erinnerns vom historischen Kontext stattgefunden. Zielgerichtet hätten bundesdeutsche Historiker und Politiker in einer konzertierten Aktion vor dem Hintergrund des Kalten Krieges nun einen Opferdiskurs initiiert und am Leben erhalten, der eindeutig völkischen Deutungsmustern gefolgt sei. Das „Problem ,des

deutschen Osten“ resultiere daraus, dass der Osten gar nicht so deutsch gewesen sei, wie nach 1945 oft unterstellt: „Die in der Bundesrepublik als Vertriebene bezeichneten Menschen haben in den Jahren 1939-1949 aus mannigfachen Gründen ihre jeweilige Heimat verlassen, ihre Erfahrungen waren unterschiedlich, und so waren es auch die historischen Umstände, unter denen sie ihre Heimat verloren.“ (S. 485)

Den völkisch ausgerichteten Vertriebenenverbänden sei es bis heute oft unter Mithilfe und/oder Duldung der Regierenden gelungen, die „Vielfalt des Erinnerns“ an die Vertreibung zu dominieren – dass „die“ Vertriebenen gelegentlich immer noch mit den Vertriebenenorganisationen gleichgesetzt werden, empfinden letztere als Erfolg.

Aktuelle Brisanz gewinnt das Thema des Buchs vor dem Hintergrund des vielleicht wichtigsten geschichtspolitischen Projekts der Gegenwart: der geplanten Musealisierung des Erinnerungsortes „Flucht und Vertreibung“ im Rahmen einer von der Bundesregierung geförderten Dauerausstellung in Berlin. Hahn und Hahn treibt die Angst um, dass der von ihnen diagnostizierte „Mythos Vertreibung“ dort Eingang finden könnte – kaum gefiltert wäre dies ein letzter aber entscheidender Erfolg der Produzenten „einer Fabel, die nicht zum Nachdenken anregt, sondern wie ein Glaubensbekenntnis aufgenommen wird“. (S. 629)

Diese Angst besitzt vor dem Hintergrund der Debatte um ein „Zentrum gegen Vertreibungen“ einerseits durchaus ihre Berechtigung – folgte man der geschichtsnivellierenden Opfererzählung der Zentrumsbefürworter. Andererseits hat nicht zuletzt das 2010 von einer Initiativgruppe deutscher Historiker entworfene und von der gemeinsamen tschechischen und polnischen Historiker- bzw. Schulbuchkommission unterstützte alternative Konzept einer Dauerausstellung zu „Flucht und Vertreibung“ gezeigt, dass die Deutungshoheit der Mythosproduzenten längst herausgefordert ist. Ja, die zentrale Ursache für die Vertreibung der Deutschen, der Zweite Weltkrieg – die historischen Zusammenhänge insgesamt –, müssen deutlich hervorgehoben werden. Es muss auch weiterhin das immer noch fleißig betriebene Spiel mit falschen Zahlen, Jahresangaben und leichtfertigen Schuldzuweisungen diskutiert werden. Und den persönlich Betroffenen der teilweise traumatischen Ereignisse und ihren Nachkommen sollte ein Ort jenseits politischer Indiennahme geboten werden, ohne gleich reflexhaft Revisionsmuswarnungen heraufzubeschwören.

Mit ihrer voluminösen Streitschrift für ein „wahrheitsgemäßes“ Erinnern an „Flucht und Vertreibung“ haben Eva und Hans Henning Hahn einen wichtigen Beitrag zur öffentlichen Debatte geliefert. Das explizit nicht nur für ein Fachpublikum geschriebene Buch kommt aber mit einer in Teilen überzogenen Kollegenschelte daher und betont ausschließlich die völkischen Erinnerungstraditionen des deutschen Diskurses über deutsche Opfer. Sicher wäre es auch lohnend gewesen, zumindest in einem Vergleichskapitel tschechische und polnische Erinnerungsmuster einzubeziehen.

Wenn demnächst in Berlin die oben angesprochene Dauerausstellung an Kontur gewinnt, wird man gerne das Buch der Oldenburger Historiker zur Hand nehmen, um zu prüfen, inwieweit sich die Ausstellungsmacher zumindest vom reichhaltigen Material zum „Mythos Vertreibung“ haben inspirieren lassen.

München

K. Erik Franzen

Kaplan, Karel: Antonín Novotný: Vzestup a pád „lidového“ aparátčíka [Antonín Novotný: Aufstieg und Fall des „Volks“-Apparatschiks].

Brno, Barrister & Principal 2011, 342 S., ISBN: 8087474082.

Karel Kaplans Rolle für die tschechische und tschechoslowakische Zeitgeschichtsforschung kann kaum hoch genug veranschlagt werden. Für die Geschichte der Jahre von 1945 bis 1968 ist er einer der besten Kenner der Materie, wahrscheinlich sogar konkurrenzlos. In seinen Veröffentlichungen, deren schiere Zahl überwältigend ist, untersucht Kaplan die Herrschaftspraktiken der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KSČ) und damit verbundene Phänomene, seine besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den verschiedenen Formen von Repression. Ebenso intensiv hat er sich mit Wirtschafts- und Sozialgeschichte befasst. Niemand, der sich ernsthaft mit tschechischer und slowakischer Nachkriegsgeschichte beschäftigt, wird auf das gründliche Studium von Kaplans Arbeiten verzichten können. Diese Einsicht hat den Brüner Verlag Barrister & Principal vor einigen Jahren dazu bewegt, ausgewählte Schriften Kaplans zu veröffentlichen. Sie sollen die Ergebnisse seiner langjährigen Forschertätigkeit bündeln und zugleich das Werk des Autors, der vor allem Empiriker und Analytiker ist, mit aussagekräftigen Synthesen zu einem entsprechenden Abschluss bringen. Der Verlag hat dabei vorausgesetzt, dass Kaplan auf bereits bestehende Publikationen zurückgreift und sie um neue Erkenntnisse erweitert.

Kaplan hat die Reihe mit zwei umfangreichen Bänden der „Kronika komunistického Československa“ (Chronik der kommunistischen Tschechoslowakei) eröffnet,¹ in denen er seine Forschungen zu den Herrschaftspraktiken der kommunistischen Partei, zur Herausbildung des neuen politischen Systems nach der kommunistischen Machtübernahme von 1948, den Veränderungen in Gesellschaft und Wirtschaft, der Entwicklung der Beziehungen zwischen der herrschenden Macht und den einzelnen sozialen Schichten sowie den Machtkämpfen innerhalb der herrschenden Elite präsentiert. Diese Darstellung ergänzt er um die Porträts führender Politiker der Zeit.

Die vom Verlag anvisierte Synthese stellt Kaplan jedoch auf seine eigene spezielle Art her. Die ersten beiden Bände der Reihe will er lediglich als „Chronik“ gelten lassen, in welcher er in einem streng positivistischen Verfahren eine unglaubliche Menge an Fakten präsentiert, die er mit ausgiebigen Zitaten aus zeitgenössischen Dokumenten illustriert. Er liefert detaillierte Beschreibungen, bemüht sich um die Objektivität eines distanzierenden Außenstehenden und enthält sich wertender Kommentare. Konzeptionellen Erwägungen weicht er aus, zusammenfassende Schlüsse ergeben sich eher wie unbeabsichtigt. Im Anschluss an die „Chronik“, sein seit 1989 umfangreichstes Werk, veröffentlichte Karel Kaplan monografische Studien zu den wichtigsten Vertretern des kommunistischen Establishments. Nach Portraits

¹ *Kaplan, Karel: Kronika komunistického Československa. Sv. 1: Doba taní 1953-1956 [Chronik der kommunistischen Tschechoslowakei. Bd. 1: Das Tauwetter 1953-1956]. Sv. 2: Kořeny reformy 1956-1968. Společnost a moc [Bd. 2: Die Wurzeln der Reform 1956-1968. Gesellschaft und Macht]. Brno, Barrister & Principal 2005 und 2008.*

von Klement Gottwald und Rudolf Slánský² widmete er nun seine Aufmerksamkeit dem dritten „Arbeiterpräsidenten“ und Ersten Sekretär des Zentralkomitees der KSČ Antonín Novotný. In seiner Serie von Darstellungen kommunistischer Hauptverantwortlicher verbindet Kaplan ausnahmsweise den Blick des fundierten Historikers mit dem des informierten Zeitzeugen: Er ergänzt seine Forschungsergebnisse um Beobachtungen aus persönlichen Treffen mit Funktionären und um Erfahrungen aus Hinterzimmergesprächen mit Vertretern des Parteiapparats, wodurch ein farbenreiches und plastisches Bild der kommunistischen Spitzenfunktionäre entsteht, so auch bei seiner Annäherung an Antonín Novotný. Auch dieses Buch greift auf frühere Arbeiten zurück, namentlich auf „Mocní a bezmocní“ (Mächtige und Machtlose)³ und das gemeinsam mit dem Publizisten Pavel Kosatík verfasste „Gottwaldovi muži“ (Gottwalds Männer).⁴ Diese Texte hat Kaplan für die vorliegende Arbeit um viel faktografisches Material erweitert, die Grundstruktur des Textes und ein Großteil der Kapitelüberschriften sind aber unverändert geblieben. Im Vergleich mit „Gottwaldovi muži“ lässt sich jedoch feststellen, dass das neue Buch weder inhaltlich noch interpretativ einen bedeutenden Fortschritt bringt. Im Gegenteil scheint es sogar, dass Karel Kaplan seine Einsichten auf begrenztem Raum deutlich besser zur Geltung bringen kann. In den vorhergehenden Publikationen erscheinen seine Ausführungen in sich geschlossener und zielgerichteter, vor allem aber verlieren sie sich nicht so sehr in einer Flut bemerkenswerter, jedoch für das Gesamtbild des Politikers nicht übermäßig wichtiger Details. Leider hat es Kaplan in seiner letzten Arbeit auch unterlassen, die Memoiren weiterer Vertreter des kommunistischen Establishments (beispielsweise die Erinnerungen Ota Šiks) und seine eigenen Beobachtungen einzubringen. Er arbeitet überwiegend mit Materialien der Partei- und Staatsorgane beziehungsweise mit Akten der Staatssicherheit, die er in extenso zitiert, leider ohne Anmerkungsapparat oder ein Literaturverzeichnis. Ergänzt werden die Zitate durch lange Auszüge aus den Erinnerungen Novotnýs, die der Schriftsteller Rudolf Černý Mitte der siebziger Jahre geschrieben hat. Da sich Černý bei seinen Gesprächen mit Novotný meistens keine Notizen gemacht hat und Meinungsurteile des ehemaligen Präsidenten im Nachhinein aus den Tiefen seiner Erinnerung förderte, sind diese „Erinnerungen“ nicht besonders wertvoll bzw. in mancher Hinsicht vor allem Zeugnis der Gedankenwelt Černýs, der in seinen Überzeugungen der orthodox-stalinistischen äußersten Linken sehr nahe stand.

Es ist nicht sinnvoll, an dieser Stelle den Inhalt der einzelnen Kapitel ausführlich zu referieren. In vielem knüpfen diese an andere Arbeiten Kaplans an (insbesondere die zwei Teile der „Chronik“), aus denen er zahlreiche Abschnitte in überarbeiteter Form übernimmt und weiter ergänzt. Deswegen möchte ich nur auf jene Abschnitte hinweisen, die unsere bisherigen Kenntnisse deutlich erweitern. Zu diesen gehört beispielsweise das Kapitel über die Entwicklung der persönlichen Beziehung zwi-

² *Ders.*: *Kronika komunistického Československa: Klement Gottwald a Rudolf Slánský* [Chronik der kommunistischen Tschechoslowakei: Klement Gottwald und Rudolf Slánský]. Brno 2009.

³ *Ders.*: *Mocní a bezmocní* [Mächtige und Machtlose]. Toronto 1989.

⁴ *Ders./Kosatík, Pavel*: *Gottwaldovi muži* [Gottwalds Männer]. Praha, Litomyšl 2004.

schen Novotný und Ludvík Svoboda, welcher nach Chruschtschows Eingreifen auf dem 10. Parteitag der KSČ im Jahr 1954 unauffällig seinen Weg zurück ins öffentliche Leben fand. Novotný war am politischen Comeback des Generals nicht interessiert und nachdem Svoboda in einem persönlichen Gespräch Kritik an den maßlosen Repressionsmaßnahmen geübt hatte, sorgte der damalige Präsident dafür, dass der Ex-Verteidigungsminister keine bedeutendere öffentliche Funktion mehr bekleiden würde. Der alternde General bedauerte seine Kritik später, er grämte sich wegen Novotnýs Desinteresse an seiner Person und bemühte sich, wieder in seine Nähe zu kommen, was ihm nicht gelang. Indessen ließ sich Novotný einige Jahre lang von Menschen aus dem Umfeld des Generals über dessen Ansichten zur Politik und sein Verhältnis zur Parteiführung informieren. Diese Informationen sind ein ungewöhnlich deutlicher Beweis für Svobodas Naivität und seine mangelnden Fähigkeiten, sich in politischen Fragen zu orientieren. Sie zeugen auch davon, dass die Wahl Svobodas zum Staatsoberhaupt im Jahr 1968 nicht besonders scharfsinnig war.

Viele Detailinformationen bietet auch der Abschnitt, der dem schwierigen Verhältnis Novotnýs zur Slowakei gewidmet ist. Hier ist der Konflikt mit dem von ihm nur widerstrebend rehabilitierten Gustav Husák besonders interessant. Kaplan setzt sich überzeugend mit den Gründen für Novotnýs Unverständnis für die slowakische Frage auseinander und untersucht die Wurzeln der gegenseitigen Antipathie der beiden Politiker, deren Karrieren zum Ende der sechziger Jahre ganz unterschiedliche Richtungen nahmen. Kaplan hat in diesem Zusammenhang auf die vergleichsweise wenig bekannte Tatsache hingewiesen, dass Husáks Verhältnis zu Novotný nicht von Anfang an so negativ war, wie später gemeinhin verbreitet wurde. Er erinnert daran, dass Husák, als er im Jahr 1963 um seine Rehabilitierung in der Partei kämpfte, Novotný gegenüber eine weitaus versöhnlichere Haltung (die selbstverständlich zu einem gewissen Maß von Nützlichkeitsabwägungen bestimmt war) einnahm als gegenüber Viliam Široký oder Karel Bacílek, die seine Verurteilung zu lebenslanger Haft verantwortet hatten. Erst als Husák erfuhr, dass Novotný nicht über das Angebot einer loyalen Zusammenarbeit nachdachte, wandte er sich völlig von diesem ab.

Sehr interessant sind auch die Passagen, die sich mit Novotnýs Haltung zum politischen Geschehen zu Beginn der siebziger Jahre beschäftigen – nun in der Position einer Privatperson mit suspendierter Mitgliedschaft in der KSČ. Damals führten Mitarbeiter des Innenministeriums und Mitglieder der Kommission mit ihm Gespräche über die Revision der politischen Prozesse. Die Aufzeichnungen aus diesen Verhandlungen zeugen davon, dass Novotný trotz eines gewissen Maßes an Selbstreflexion ein orthodoxer Kommunist blieb. Er hieß den Einmarsch der sowjetischen Armee gut, identifizierte sich mit der Normalisierungspolitik Husáks und widersprach strikt der Kritik, die aufgrund der Lehren aus dem Verlauf der Krise direkt an seine Adresse gerichtet wurde. Seine Haltung in den letzten Jahren seiner eigenen Herrschaft schätzte er wiederholt als kompromissbereit und ziemlich liberal ein. Auch sein kritischer Ton bezüglich Husák mäßigte sich etwas.

Demgegenüber scheint mir das Kapitel über Novotnýs Beziehung zur Armee wenig informativ. Man erfährt kaum mehr Wissenswertes, außer dass sich Novotný als oberster Befehlshaber der Armee in der Öffentlichkeit niemals in Uniform zeig-

te. Ebenfalls an ihre Grenzen stößt die Arbeit im Kapitel über Novotnýs Engagement gegen den „Revisionismus“. Kaplan widmet sich hier vor allem der Untersuchung nichtkonformer Ansichten und kleinlicher Auseinandersetzungen innerhalb der Führungsebene der Marionettenpartei der tschechoslowakischen Sozialisten, welche die Bevölkerung allerdings so gut wie gar nicht registrierte. Indessen widmet sich Kaplan nur am Rand dem Verhältnis Novotnýs zu den stärker werdenden revisionistischen Tendenzen innerhalb der KSČ (vor allem bei den Vertretern aus Kultur und Wissenschaft), die um die Mitte der sechziger Jahre einen deutlichen Einfluss auf die öffentliche Entwicklung hatten.

Kaplan sucht in seinen Arbeiten intensiv nach der „Wahrheit der Vergangenheit“, die er vor allem in der vollständigen und objektiven Beschreibung des Vergangenen zu finden meint. Er ortet sie in historischen Dokumenten, die, wie er meint, für sich selbst sprechen – ohne überflüssige Kommentare und Interpretationen, die bestimmte aktuelle politische Ziele verfolgen oder gar die subjektive Einstellung des Autors zeigen könnten. Diese Vorgehensweise lässt sich mit Einschränkungen bei problembezogenen Monografien akzeptieren, jedoch führt sie uns im Falle biografisch orientierter Texte in eine Sackgasse. Die trockene Aufzählung von Daten und Fakten ist nicht geeignet, ein in sich geschlossenes Bild des menschlichen und politischen Profils der Persönlichkeit des sechsten tschechoslowakischen Präsidenten zu liefern. Die Methode kann fehlende Informationen nicht ergänzen, etwa über Novotnýs Prägung durch sein familiäres und soziales Umfeld, aus dem er stammte, es gelingt ihr auch nicht, ein ausgearbeitetes psychologisch fundiertes Portrait des Präsidenten zu ersetzen, welches die innere Motivation hinter seinem Verhalten und Handeln enthüllen könnte, und es gelingt auf diese Weise auch nicht, einen tieferen Einblick in Novotnýs politisches Denken zu geben. Kaplans Monografie fehlt zudem jedwede theoretische und leider auch genrebezogene Abgrenzung. Es handelt sich nicht um eine Biografie im eigentlichen Sinne des Wortes, erfahren wir doch aus dem Text nicht einmal, wann und wo Novotný zur Welt gekommen ist. Die Arbeit ist eher eine Aneinanderreihung umfangreicher Zitate aus zeitgenössischen Dokumenten und Novotnýs Erinnerungen, die oftmals ohne erläuternde Kommentare angeführt werden. Kaplans Text verbindet so an vielen Stellen lediglich die verschiedenen zitierten Auszüge, ohne dabei irgendwelche interpretativen Ambitionen zu verfolgen. Obwohl Kaplans Studie eine Reihe von interessanten Informationen und Einsichten bietet, werden wir also auf eine echte Biografie des Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik der Jahre 1957-1968 weiter warten müssen.

Pospíšil, Filip/Blažek, Petr: „Vraťte nám vlasy!“ První máničky, vlasatci a hippies v komunistickém Československu. Studie a edice dokumentů [„Gebt uns die Haare zurück!“ Die ersten Gammler,¹ Langhaarigen und Hippies in der kommunistischen Tschechoslowakei. Studie und Dokumentenedition].

Academia, Praha 2010, 589 S., zahlr. Abb., engl. Zusammenfassung (Štátné zítřky), ISBN 978-80-200-1873-1.

Im August 1966 begann in der Tschechoslowakei eine republikweite Aktion gegen „Langhaarige“, von der innerhalb zweier Monate etwa 4000 Jugendliche betroffen waren. Vordergründig ging es darum, junge Männer dazu zu zwingen, sich die Haare schneiden zu lassen. Das sollte durch den direkten Zugriff auf der Straße einerseits, andererseits durch eine Medienkampagne und Maßnahmen erreicht werden, die männliche Träger langer Haare weitgehend aus dem gesellschaftlichen Leben ausschlossen: Die Restriktionen reichten vom Verbot, öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen und Kultureinrichtungen zu besuchen, über die Anweisung an Inhaber von Gaststätten, „Langhaarige“ nicht zu bedienen, bis hin zum Verweis von Schulen und Universitäten und der Kündigung des Ausbildungs- oder Arbeitsplatzes. Trotz dieses hohen Maßes an Repression wurde das Ziel, bei jungen Männern Kurzhafrisuren verbindlich durchzusetzen, nicht erreicht. Erfolg hatte die Operation vom Spätsommer 1966 aber an dem Punkt, den Filip Pospíšil in seiner Studie als ihren tieferen Sinn ausmacht: Der Staats- und Parteiführung sei es vor allem darum gegangen, über die Verteidigung (klein-)bürgerlicher Werte gegen jugendliche Normabweichler den gesellschaftlichen Konsens über Moral- und Normalitätsvorstellungen zu bestätigen und sich so bei der älteren Generation Unterstützung zu sichern.

„Gebt uns unsere Haare zurück!“ ist – um das gleich vorwegzunehmen – ein wirklich gelungenes Buch. Mit der Aktion gegen „Langhaarige“, die auf eine Phase der unsystematischen Disziplinierung folgte, verhandelt es ein im Grunde genommen marginales Ereignis, das dann im breiten Kontext und unter verschiedenen Fragestellungen analysiert wird. Pospíšil schreibt damit ein vielschichtiges Stück Gesellschafts- und Herrschaftsgeschichte der Tschechoslowakei kurz vor dem „Prager Frühling“. Dem Hauptteil des Buches folgt ein Anhang mit zeitgenössischen Quellen und Fotografien, den Petr Blažek zusammengestellt hat.

Zunächst wird die Welt der „Langhaarigen“, werden die jugendlichen Subkulturen der sechziger Jahre vorgestellt, wobei auch einige Akteure von damals zu Wort kommen und ausführliche Vergleiche zu Jugend- und Subkulturen in West und Ost gezogen werden. Anhand des Vorgehens gegen die „Langhaarigen“ wird dann einerseits staatliche Propaganda und andererseits die Umsetzung politischer Vorgaben von der höchsten Ebene über die Justiz und Polizei bis hinunter zu Gesundheits- und Erziehungseinrichtungen nachvollzogen. Das ist umso aufschlussreicher, als es bei der Maßregelung nicht konformer Jugendlicher ja meist um Verhaltensformen ging, die gesetzlich nicht zu belangen waren und somit mit „erzieherischen Maßnahmen“ – wie dem Abführen zum Friseur oder im Falle der jungen Frauen aus dem

¹ Für den Begriff „máničky“ habe ich bislang keine auch nur annähernd überzeugende Übersetzung gefunden. Als Diminutiv des Frauennamens Marie soll er signalisieren, dass langhaarige Männer im Grunde genommen keine „richtigen Männer“ sind.

Umfeld der „Langhaarigen“ entwürdigenden gynäkologischen Untersuchungen – „korrigiert“ werden sollten. Doch zeigt Pospíšil, dass diese Grenze rasch überschritten wurde, da der Staat die Kriminalisierung langhaariger und nichtkonform gekleideter Jugendlicher aktiv betrieb: Ohne Arbeit oder Ausbildungsplatz machten diese sich einer Straftat, des so genannten „parasitären Verhaltens“ schuldig. Allerdings war die Entlassung meist auf ihr Äußeres zurückzuführen. Arbeitslosigkeit war also, anders als die Propaganda behauptete, die lange Haare bei Männern mit Faulheit, Krankheit und sexueller Perversion konnotierte, Resultat des Vorgehens gegen „Langhaarige“ und nicht Ausdruck von deren Lebenseinstellung. Pospíšil unterscheidet deutlich zwischen dem Bedürfnis junger Menschen, durch Kleidung, Frisur und Habitus Distanz gegenüber den kulturellen Normen der Elterngeneration bzw. der Mehrheitsgesellschaft auszudrücken, und der expliziten Gegnerschaft gegen das System, die, wenn sie denn entstand, in den meisten Fällen dem gesellschaftlichen Ausschluss und der Sanktionierung erst folgte.

Ein gewisser Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf der Hauptstadt Prag, wo jugendliche Subkulturen am weitesten verbreitet waren und im September 1966 unter dem Motto „Gebt uns die Haare zurück!“ eine Demonstration von Betroffenen der Aktion gegen „Langhaarige“ stattfand. Pospíšil hat aber auch Berichte über den Verlauf der Maßnahmen in anderen Städten der Republik ausgewertet, zudem enthält der Dokumententeil Material aus der gesamten Tschechoslowakei. So wird deutlich, dass die Anweisungen und Richtlinien aus der Hauptstadt lokal sehr unterschiedlich ausgelegt und durchgeführt wurden (etwa, wenn in der Slowakei die Quote gefasster „Langhaariger“ durch das Hinzunehmen von Roma hochgetrieben wurde). Und es handelte nicht alle beteiligten Institutionen und individuellen Akteure wie vorgesehen. Einige der Zeitzeugen, die damals in die Fänge von Erziehungsinstitutionen oder der Justiz geraten waren, erinnern sich daran, in psychiatrischen Kliniken Zuflucht gefunden zu haben. Das musste wiederum nicht notwendigerweise ein Zeichen der Parteinahme für die als deviant abgestempelten jungen Menschen bedeuten, sondern konnte auch Ausdruck des Wunsches von Ärzten und Psychiatern sein, sich ihr Handeln nicht vorschreiben zu lassen.

Die Sympathien für „Langhaarige“, Hippies und die Anhänger verschiedener Musikrichtungen scheinen in der älteren Generation ohnehin verschwindend gering gewesen zu sein. Die Toleranz, die ihnen entgegengebracht wurde, war offenbar nur in der DDR ähnlich niedrig. Pospíšil zitiert lediglich vereinzelte zeitgenössische Stimmen, die das Recht der Jugendlichen, sich nach ihren eigenen Vorstellungen zu frisieren und zu kleiden, verteidigten. Und auch der überwiegende Teil der Jugend hielt sich mit Kritik eher zurück. Immerhin monierten Studentenverbände, dass die neuen Studienordnungen, die ausdrücklich auch die Pflicht zu „ordentlicher“ Kleidung und Haartracht enthielten, ohne Rücksprache mit Studentenvertretern verabschiedet worden waren. Echte Empörung entzündete sich daran, dass diese Vorschrift auch für die Freizeit galt, was in einer Diskussion in der Jugendzeitschrift „Mladý Svět“ als inakzeptabler Eingriff ins Privatleben abgelehnt wurde. Dieser vergleichsweise zahme Protest war aber vor allem darauf zurückzuführen, dass Jugendliche, die aus dem engen Normenkorsett der sozialistischen Tschechoslowakei ausicherten, viel riskierten.

Pospíšils Studie ist ein gutes Beispiel dafür, wie Repression im Sozialismus als zentrales Thema verhandelt werden kann, ohne in platte Dichotomien von Staat und Gesellschaft, Herrschaft und Opposition zu verfallen. An manchen Stellen wirkt die Arbeit konzeptuell allerdings etwas handgestrickt. Anstatt vergebens bei traditionellen Totalitarismustheoretikern Inspiration für die Deutung des Nebeneinanders von auf den ersten Blick widersprüchlichen Haltungen und Verhaltensweisen der Jugendlichen zu suchen, hätte der Autor sich besser an Werken zur späten Sowjetunion (z.B. Alexei Yurchak) oder DDR (z.B. Thomas Lindenberger) orientiert. Die Stärke des Buches hat nicht zuletzt auch mit dem umfangreichen Quellenmaterial zu tun, auf dem es basiert: Für alle Handelnden kommen die verschiedensten Stimmen zu Wort – oft in unaufgelösten Widersprüchen. Diese Vorsicht im Umgang mit den Quellen und ihrer Interpretation ist definitiv kein Nachteil.

München

Christiane Brenner

Górny, Maciej: *„Die Wahrheit ist auf unserer Seite“*. Nation, Marxismus und Geschichte im Ostblock.

Böhlau, Köln, Weimar, Wien, 2011, 440 S., ISBN 978-3-412-20702-1.

In polnischer Sprache ist die Dissertation von Maciej Górny bereits 2007 erschienen, und zwar unter dem Titel „Przede wszystkim ma być naród. Marksistowskie historiografie w Europie Środkowo-Wschodniej“ (Über allem hat die Nation zu stehen. Die marxistische Historiografie in Ostmitteleuropa), der den Inhalt des Buches eigentlich besser trifft als der deutsche. Denn was Górny vorgelegt hat, ist ein Vergleich der polnischen, tschechischen, slowakischen und der DDR-Historiografie. Die Situation in Ungarn streift er indessen nur am Rande, und zwar mehr in politischen Zusammenhängen als in historiografischen, weitere Länder des ehemaligen „Ostblocks“ spielen kaum eine Rolle. Doch scheint diese Herangehensweise völlig legitim, und das nicht nur aus pragmatischen Gründen. Denn die vier Historiografien, denen sich Górny widmet, standen in Verbindung und interagierten miteinander. Von der Beziehung zwischen der polnischen und rumänischen oder bulgarischen Geschichtsschreibung weiß man weniger. Und so fällt auch der Vergleich, um den sich Górny vor allem im abschließenden Teil seiner Arbeit durchaus bemüht, hier auch viel schwerer.

Górny geht es nicht in erster Linie um die Entwicklung der marxistischen Historiografie in ihrer Gesamtheit, wie der Untertitel seines Buches andeutet, ihn interessiert eher die Kontinuität innerhalb der nationalen Tradition – und zwar ohne Rücksicht auf bzw. trotz der neuen marxistischen Deutung. Er untersucht also die Beziehung zwischen Marxismus und Nationalismus, die nationale Rezeption des Marxismus, wobei er selbstverständlich nicht außer Acht lässt, wie sich der Marxismus in seiner marxistisch-leninistischen Ausformung in der Sowjetunion weiterentwickelte.

Neben einer methodologischen Einführung enthält das Buch drei große Teile: Der erste ist der Sowjetisierung der Wissenschaft in den Ländern Ostmitteleuropas nach dem Zweiten Weltkrieg gewidmet. Er befasst sich mit den Veränderungen, denen die wissenschaftlichen Institutionen unterlagen, mit Zusammenkünften und Konferen-

zen der Zeit und der Durchsetzung des Marxismus als wissenschaftlicher Methode. Hier werden Fragen diskutiert wie die, inwiefern die „Gleichschaltung“ den Vorstellungen und Forderungen der kommunistischen Führung entsprach und in welchem Maß sich die Historiker selbst – und unter ihnen besonders Angehörige der jüngeren Generation – an diesem Prozess beteiligten. Der zweite Teil vermisst dann das Verhältnis von Marxismus und historiografischer Tradition. Für jede der ostmitteleuropäischen Historiografien waren es andere historische Schlüsselmomente, anhand derer sie ihre Beziehung zur nationalen Vergangenheit definieren mussten, doch vor diese generell schwierige Aufgabe sahen sie sich alle gleichermaßen gestellt. Das wird unter anderem durch die Kontinuität der tragenden Motive bzw. Themen der einzelnen marxistischen Historiografien unterstrichen, die trotz der ideologischen Um- und Neubewertungen hoch war. Nicht weniger kompliziert ist der Vergleich der Haltungen, die die marxistischen Historiker zu ihren Vorläufern einnahmen: im tschechischen Fall also zu Persönlichkeiten wie František Palacký, Josef Pekař, Tomáš G. Masaryk oder Alois Jirásek. Der dritte Teil schließlich ist am stärksten komparativ angelegt: Hier geht Górný den einzelnen Themen marxistischen historiografischen Schaffens nach. Unter anderem interessiert er sich für die Deutung der Anfänge des Feudalismus, der antifeudalen sozialen Revolten, der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege. Ferner nimmt er die Interpretation der Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts in den Blick und – gewissermaßen als „Klassiker“ marxistischer Geschichtsschreibung – den „Einfluss der Großen Oktoberrevolution“ auf die ostmitteleuropäischen Völker.

Es ist nicht zu übersehen, dass sich Górný vor allem mit der Situation nach dem Zweiten Weltkrieg und in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre auseinandersetzt. Anhand dieser Zeit stellt er die Frage, was marxistische Historiografie im „Ostblock“ eigentlich war und wie lange sie andauerte. Für die polnische Geschichtsschreibung können wir sagen, dass eine bestimmte leninistische Version des Marxismus die gesamte stalinistische Zeit über vorherrschte und dann, wenn auch verdeckt, auf dem Rückzug war, was in den anderen Historiografien Ostmitteleuropas nicht notwendigerweise der Fall war. So kehrten in der Tschechoslowakei die Legitimations- und Delegitimierungsstrategien der stalinistischen Ära in den siebziger Jahren – also während der „Normalisierung“ – massiv in die historische Wissenschaft zurück. Folglich lassen sich bis mindestens 1989 für das tschechische wissenschaftliche Milieu Elemente marxistisch-leninistischer Historiografie nachweisen. Vor allem die Leiter wissenschaftlicher Institutionen hätten ihre Treue zur kommunistischen Partei dadurch demonstriert, dass sie die „Sprache“ dieser Spielart historischer Wissenschaft sprachen.

Sieht man einmal von den Teilen zur Entwicklung in Polen ab, beruht Górnýs Arbeit überwiegend auf publiziertem Material. Dieses Material ist allerdings mit Bedacht gewählt, vor allem für die fünfziger Jahre, die für das Buch zentral sind, ist die Basis sehr breit und ohne Zweifel repräsentativ. Das Gleiche gilt für die Sekundärliteratur – für alle vier Untersuchungsländer wurde die relevante Fachliteratur berücksichtigt.

Černý, František: *Normalizace na pražské filozofické fakultě (1968-1989)* [Normalisierung an der Prager Philosophischen Fakultät (1968-1989)].

Filozofická fakulta Univerzity Karlovy, Praha 2009, 239 S., ISBN 978-80-7308-276-5.

Holý, Jiří/Volná, Katka: *Tato fakulta bude rudá! Katedra české literatury Filozofické fakulty Karlovy univerzity očima pamětníků a v dokumentech* [Diese Fakultät wird rot! Das Institut für Tschechische Literatur an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität durch die Augen von Zeitzeugen und in Dokumenten].

Akropolis, Univerzita Karlova v Praze, Praha 2009, 726 S., ISBN 978-80-87310-03-8.

Die Zeiten, in denen sich die tschechische Historiografie vor allem dadurch hervorgetan hat, dass sie „weiße Flecken“ der politischen Geschichte gefüllt hat, sind schon lange vorbei. Selbstverständlich gibt es auf diesem Feld immer noch viel Arbeit zu erledigen, doch erfreulicherweise widmen sich immer mehr Historiker kultur- und alltagsgeschichtlichen Themen, womit zu einem lebendigeren Bild des Staatssozialismus in der Tschechoslowakei beitragen. Ein Beispiel für diese Entwicklung ist die Geschichtsschreibung zu Bildung und Schulwesen, die in letzter Zeit eine wahre Blüte erfahren hat. Dieser Aufschwung gründet nicht nur darin, dass das Thema Historikern nahe ist – schließlich haben sie das Bildungssystem alle selbst durchlaufen –, sondern auch darin, dass in letzter Zeit eine ganze Reihe von Erinnerungen von Wissenschaftlern erschienen sind, die sich mit ihrem eigenen Wirken auseinandersetzen. Die Philosophische Fakultät der Karlsuniversität erfreut sich als einflussreichstes intellektuelles Zentrum mit zugleich hoher symbolischer Bedeutung naheliegender Weise der größten Aufmerksamkeit. Auch in den beiden hier rezensierten Titeln geht es um die Prager Alma Mater: Im ersten Fall handelt es sich um die Memoiren von František Černý, der Theaterwissenschaftler, Prodekan und nach 1989 Dekan der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität war, im zweiten Fall um die redigierten Interviews mit einstigen Mitarbeitern des Instituts für tschechische Literatur an der Karlsuniversität.

František Černýs Text bildet ein geradezu ideales Pendant zu den Dokumenten, die unter dem Titel „Prověřená fakulta“ (Die überprüfte Fakultät)¹ erschienen sind. Wurde hier die Normalisierung an der Philosophischen Fakultät und deren Funktionsweise während der siebziger und achtziger Jahre nachvollzogen, profitiert Černýs Darstellung vor allem davon, dass der Autor trotz seiner exponierten Position in den „Krisenjahren“ (Prodekan in den Jahren 1966-1970) die Fakultät nicht verlassen musste und das Geschehen somit aus der Binnenperspektive verfolgen konnte. Dabei verändert sich sein Blick selbstverständlich im Laufe der Zeit. Obgleich sein Einfluss damals bereits zurückging, erlebte er den Antritt des Normalisierungsregimes noch als hoher Funktionsträger der Fakultät. In den folgenden Jahren betrachtete er das Geschehen aus der Perspektive eines zurückgedrängten, aber nicht entlassenen Theaterwissenschaftlers, der sich darum bemühte, seine wissenschaftliche und pädagogische Autorität zu bewahren. Černýs Erinnerungen kön-

¹ Siehe dazu die Rezension des Autors in: *Bohemia* 50 (2010) H. 1, 246-248. – Die Rezension ist im Rahmen des Postdoc-Projekts GA ČR P410/11/P152 entstanden.

nen nicht als Geschichte der Theaterwissenschaften dieser Zeit gelesen werden, könnten zu einer solchen Gesamtdarstellung aber zahlreiche interessante Informationen beitragen. Besonders gelungen ist z.B. das Portrait des ersten Dekans während der Normalisierung, Karl Galla, dessen unumstrittene Wahl im Januar 1970 zu einem bestimmten Maß die Illusion nährte, eine Person aus den eigenen Reihen könne dem Druck von außen widerstehen. Galla erfüllte diese Hoffnungen nicht, vielmehr kontrollierte er den Ablauf der Säuberungen in der Partei und beim eigenen Personal zynisch. Der zweite, im September 1973 an der Philosophischen Fakultät installierte Dekan repräsentierte dann den klassischen Typ des von außen kommenden „verlässlichen Parteibürokraten“: Václav Ráb war zuvor an der Politischen Hochschule des Zentralkomitees der KSČ tätig gewesen und blieb bis 1986 Dekan.

Ähnlich wertvoll sind Černýs Ausführungen über den Zulassungsmechanismus zum Studium (S. 58), über die Atmosphäre zwischen den Pädagogen („Offen konnte ich eigentlich nur mit einer Handvoll Kollegen und Kolleginnen reden“; S. 29) und über das Verhalten der meisten Studenten, die seinen Worten zu Folge „misstrauisch waren und die darüber hinaus jeder zusätzlichen Tätigkeit auswichen“ (S. 59). Nicht uninteressant ist auch seine Äußerung zur Unterzeichnung der „Anticharta“: Diese habe ihn seinerzeit nicht besonders „gequält“, obwohl er sich „wieder einmal vom Regime erniedrigt und entehrt“ (S. 56) gefühlt habe.

Den Umbruch vom November 1989 schildert Černý authentisch als überraschend: Nur wenige Menschen rechneten damals mit dem Fall des Regimes. In der Folge der Revolution gelangte Černý auf die Position des Dekans. Seine Erinnerungen bilden ohne Zweifel eine wichtige Quelle für die Geschichte der Normalisierung im Bildungswesen. Bedauerlich ist allerdings, dass es ihm nicht gelungen ist, gegenüber dem eigenen Handeln eine ähnlich kritische Distanz zu entwickeln wie gegenüber der Fakultät während der siebziger und achtziger Jahre. An seine Stimmabgabe bei der Wahl Gallas erinnert er sich nicht mehr und die Bemerkungen über die „Anticharta“ erscheinen doch irgendwie lakonisch. Es geht dabei gar nicht um ein Schulbekenntnis, doch drängt sich die Frage auf, was uns die so häufig gehörten Phrasen, man könne sich „nicht erinnern“ oder der Leser sei unfähig, sich die damaligen Verhältnisse vorzustellen, über die Reflexion des Verhältnisses zwischen Individuum und Regime aussagen.

Während sich die Memoiren von Černý vor allem der Zeit der Normalisierung widmen, hat sich das Projekt unter der Leitung von Jiří Holý und Katka Volná ein ambitionierteres Ziel gesetzt. Es geht um nichts Geringeres als darum, die Veränderungen am Institut für tschechische Literatur an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität vom Ende der vierziger Jahre bis 1989 nachzuvollziehen. Dass dieses ehrgeizige Vorhaben gelungen ist, zeigt bereits die Struktur des Buches. Dieses besteht aus 18 Interviews mit ehemaligen Pädagogen des Instituts (ca. zwei Drittel der Gesamtzahl der Lehrenden), mehreren Beispielen für Lehrtexte (von 1952, 1967, 1968, 1984 und 1989); autobiografischen und fiktiven Texten, die sich auf das Geschehen am Institut beziehen (publizierten und nicht publizierten) sowie einem Überblick über wichtige Ereignisse, der um zentrale Dokumente ergänzt wird (S. 590-691).

Besonders gelungen ist die einleitende Studie von Jiří Holý, in welcher die Interviewmethoden erläutert und die Ergebnisse des gesamten Teams zusammenfasst werden. Überlegungen des Russisten Vladimír Svatoňa über den Zugang der Zeitzeugen zur Geschichte des kommunistischen Regimes schließen das Buch ab.

Mehr noch als gewöhnlich gilt hier, dass die Texte auf verschiedene Weise gelesen werden können. Historiker werden wahrscheinlich am meisten an den Passagen interessiert sein, die auf die historischen Zusammenhänge verweisen, oder aus denen sich allgemeine Prinzipien ableiten lassen. Die Texte fungieren im Grunde als Barometer für die Veränderungen, die sich im Verhältnis zwischen der offiziellen Ideologie und den Akteuren im Bereich Literatur, Kultur und Bildung vollzogen. Dabei unterscheidet sich der Blick der einzelnen Erzähler auf die einzelnen Phasen des kommunistischen Regimes natürlich. Die größte Übereinstimmung herrscht bei der Beschreibung der späten sechziger Jahre als liberalstem Zeitraum und bei der Wahrnehmung des folgenden Beginns der Normalisierung als „totalem Umsturz“. In dessen werden die fünfziger oder auch achtziger Jahre sehr unterschiedlich reflektiert – abhängig vom persönlichen Bezug zum Regime, aber auch von der Generationszugehörigkeit. Eine Erkenntnis dabei ist, dass die antretenden Generationen von Pädagogen in den fünfziger und achtziger Jahren mehr gemeinsam hatten, als man es auf den ersten Blick für möglich halten würde: Während sich die Ersteren als Anhänger des neuen Regimes von den Kollegen mit „demokratischer“ Vergangenheit distanzieren, sahen die Zweiten in den ehemaligen Reformern, die sich vor allem aus Vertretern der ersten Gruppe rekrutierten, „Dinosaurier“. Einige von ihnen störte es nicht einmal, pragmatische Beziehungen zu Vítězslav Ržounek aufzunehmen, dem höchsten Repräsentanten der Normalisierung in der Literaturwissenschaft.

Das Buch zeigt, dass das kommunistische Regime während der gesamten Zeit seines Bestehens – von einem kurzen Intermezzo zu Ende der sechziger Jahre abgesehen – ein hohes Interesse an Literatur hatte. Die Privilegierung des geschriebenen Wortes, die vor allem der stalinistischen Ära zugeschrieben wird, galt also weit darüber hinaus!

Die Publikation nimmt einen langen Zeitraum in den Blick und verlässt immer wieder den eng begrenzten Mikrokosmos des Institutes, indem es das Geschehen an der gesamten Fakultät einbezieht. Daher hat es hohe Aussagekraft für die tschechische Kultur und Kulturpolitik zur Zeit des kommunistischen Regimes.

Beiden Werken ist zu wünschen, dass sie nicht nur innerhalb der Historikergemeinde rezipiert werden.

Bren, Paulina: The Greengrocer and his TV: The Culture of Communism after the 1968 Prague Spring.

Cornell University Press, Ithaca, London 2010, 264 S., ISBN 978-0-8014-7642-6.

Die Forschung über den Staatssozialismus hat sich in den letzten Jahren wesentlich verändert. Neben die Bilder von Unterdrückung, wirtschaftlicher Ineffizienz und ideologischer Uniformität sind zunehmend Fragen getreten, die mit dem Phänomen der Akzeptanz und den Mechanismen der Herrschaft zusammenhängen. Eine Operationalisierung dafür zu finden, fällt schwer, da die vorpolitische Unterstützung des kommunistischen Regimes, die für seine lange Dauer und Stabilität viel mehr leistete als die direkten Formen der Zusammenarbeit oder der Einschüchterung, vom alltäglichen Leben und den mentalen Einstellungen der Mehrheitsbevölkerung abgelesen werden muss, die nicht unmittelbar in den Akten dokumentiert sind. Paulina Bren hat ihre Schneise zur Sinnwelt des späten Sozialismus in der populären Kultur gefunden: Indem sie die Fernsehserien der siebziger und achtziger Jahre in den Blick nahm, hat sie die Form erschlossen, in der sich die Vorstellungen der Bevölkerung von einem guten Leben widerspiegeln und die für die Legitimitätsproduktion und politische Integration (oder Akzeptanz des Existierenden als eines „normalen“ Zustands) von großer Bedeutung waren.

Die innovative Leistung des Buches kann in drei Schritten gezeigt werden: Paulina Bren ist es gelungen, die spätsozialistischen Zeiten jenseits des manichäischen Bildes von Gut und Böse, Wahrheit und Lüge, heimlicher Aufrichtigkeit und öffentlicher Heuchelei usw. darzustellen. Mit der Fokussierung auf die damalige Ideologie und ihr Leben in der populären Kultur löst sie sich vom binären Modell, auf dem das Bild des Staatsozialismus lange Zeit aufgebaut war. Die Gesellschaft des späten Sozialismus kann man heute kaum mehr auf eine amorphe Masse der Energie reduzieren, die dem Regime widerstand oder sich ihm unterwarf, vielmehr bricht sich die Einsicht Bahn, dass sie eine breite Palette von Interessen und Werten umfasste, viele Ambivalenzen enthielt und oft mit Unsicherheiten verbunden war:

[...] Havel's paradigm of truth and its presumed opposite, inauthenticity and falsehood, fails to hold up. During normalization, the lines of difference were blurred, the decision making became more complex, and ethical ambiguity proved to be the burden not only of the greengrocer but also of the antiregime dissident and the party apparatchik. (S. 7)

Um diese konzeptionelle Wende methodisch zu untermauern, hat sich die Autorin audiovisuellen Quellen zugewendet. Die spätsozialistischen Fernsehserien werden bei ihr zu einem Spiegelbild, in dem das Glücksversprechen rekonstruiert wurde. Methodisch handelt es sich gerade in diesen Teilen um die interessantesten Passagen des Buches – sowohl die Fernsehserien (und die in ihnen enthaltenen Verheißungen eines guten Lebens, hoher Qualität der Lebensbedingungen, harmonischer Verhältnisse usw.) als auch die damalige Auffassung der Ziele, die mit den Medien verbunden waren, analysiert Paulina Bren mit größter Sorgfalt. Zu den hinreißendsten Stellen des Buches gehört die Schilderung von Reflexionen, die der Direktor des tschechoslowakischen Fernsehens, Jan Zelenka, zu Beginn der siebziger Jahre dem Staatspräsidenten Gustáv Husák unterbreitete – Zelenka zufolge war das Fernsehen 1968 das mächtigste Instrument des Angriffs auf die Partei und den Sozialismus

gewesen, nun sollte der Bildschirm zur Festigung des Sozialismus dienen und zu dem Ort werden, wo der Kampf gegen die Feinde des Sozialismus gewonnen wird (S. 112-117).

Paulina Bren betont dabei die enge Verbindung zwischen den ideologischen Inhalten und der Form der Darstellung. Am stärksten wirkte das ideologische Glücksversprechen nämlich nicht dort, wo es autoritativ, in der Form eines Befehles übertragen wurde, sondern an den Stellen, an denen die ideologischen Inhalte in lebensweltliche Kategorien übersetzt wurden, wo die Zuschauer die Probleme und Fragen sehen konnten, die sie als ihre eigenen empfanden und an denen ihre vopolitischen Ideen von einem guten Leben eingesetzt werden konnten: die Gesundheitspflege, der Einkauf, Nachbarschaftsverhältnisse, Arbeitsprobleme usw. Gerade durch diese Depolitisierung gelang es, den Schein vom zufriedenstellenden und harmonischen Leben im Staatssozialismus durchzusetzen und eine Stabilität der Verhältnisse zu erzielen. Die Autorin spricht in dieser Hinsicht von einer „privatized citizenship“ (S. 159), auf dem die Stabilität des Regimes aufgebaut war.

Damit kann Paulina Bren auch die Grenzen des Regimes historisieren. Bei der Frage, warum sich die Mehrheit der tschechoslowakischen Bevölkerung nicht mit den oppositionellen Gruppierungen identifizierte und schon gar nicht solidarisiert hat (also warum die Grenzen der Diktatur mehrheitlich akzeptiert wurden), stellt sie sich keineswegs mit der Parole „Angst“ (der Bürger vor dem verbrecherischen Regime) oder einem „Gesellschaftskontrakt“ (eines vermeintlichen Tausches der Menschenrechte gegen soziale Sicherheit) zufrieden, sondern weist auf die Konvergenz beider Faktoren. Den Kern der Dissidentengruppen bildeten kritische Intellektuelle, denen die Bereitschaft zugeschrieben werden konnte, mit dem Feuer zu spielen (so konnte man sich von ihnen symbolisch distanzieren). Darüber hinaus waren die Rolle des Opfers und des Verfolgers, des Idealisten und des Zynikers, des Kommunisten und des Dissidenten – gemessen an früheren Erfahrungen – leicht austauschbar. Mit der Welt der Dissidenz genauso wie mit der offiziellen hohen Politik wollte also die Mehrheit der tschechoslowakischen Bevölkerung wenig zu tun haben, sie zog die Perspektive des „ruhigen Lebens“ im Sozialismus vor (S. 108-111, 203-205).

Das Buch ist ohne Zweifel eine große Leistung. Allerdings hätten einige Aspekte eine genauere Analyse verdient. Auch hier sind wieder drei Punkte zu nennen: Erstens werden die alltäglichen, vor allem die gruppenspezifischen Erfahrungen nicht immer klar angeführt. Die Autorin erhebt zwar nicht den Anspruch, eine sozialgeschichtliche Arbeit vorzulegen, doch spielt das Argument, dass die Stabilität des Spätsozialismus nicht primär auf Angst, sondern auf einer Pluralität vopolitischer Erfahrungen, Stellungnahmen und Visionen aufgebaut war, eine zentrale Rolle. Über die Lebenswelten unterschiedlicher Gruppen, ihre Erfahrungen und Artikulationsmittel, die doch in den Fernsehserien regelmäßig auftauchten, erfährt man im Buch aber recht wenig.

Damit hängt, zweitens, eng zusammen, dass die Analyse der audiovisuellen Quellen eher deskriptiv bleibt. Das ist umso bedauerlicher, als die Arbeit mit audiovisuellen Quellen in der Zeitgeschichte bislang keinesfalls üblich ist und Bren hier ein ziemlich weites Feld vor sich hatte, um neue Ansätze auf ihre analytische

Leistungsfähigkeit zu überprüfen. Das zeigt sich z.B. dort, wo sie auf die Frauenrollen stößt – hier verharrt sie bei bloßer Beschreibung (einschließlich des Wertes des Familienlebens, Vermutungen über mögliche Solidarisierung der Zuschauerinnen mit den Frauenrollen usw.), lässt aber die Tatsache, dass im ideologischen Diskurs die Frauen zunehmend untergeordnet positioniert wurden (z.B. als Helferinnen beim Aufbau des Sozialismus), völlig beiseite.

Ein zentrales Problem des Buches liegt aber in einem dritten Punkt. Bei der Lektüre muss sich der Leser eigentlich wundern, warum das kommunistische Regime überhaupt zusammengebrochen ist. Wenn es in der „normalisierten“ Tschechoslowakei so stabil und harmonisch aussah, wie es die Autorin schildert, weshalb kam es dann in 1989 zum Ende des Regimes? Um dieses Problem zu lösen, hätte es einer Ergänzung bedurft – und zwar der Erosion der Legitimität ähnlich viel Raum zu geben wie dem Prager Frühling, der Invasion und den darauf folgenden Säuberungen, denen 60 von 200 Seiten gewidmet sind. Diesen ersten Teil könnte man sich zugunsten eines genaueren Blicks auf die Perestroika-Zeit auch gut deutlich gekürzt vorstellen. Wäre das Buch symmetrischer – d.h. würde es der Entstehung und Stabilität, die Paulina Bren so gut und überzeugend analysiert, und der Auflösung des Konsenses, die sie leider ganz auslässt, gleich viel Aufmerksamkeit schenken, wäre das Buch ein echtes Meisterstück.

Trotz dieser offenen Fragen ist „The Greengrocer and his TV“ eine faszinierende und bereichernde Lektüre. Vor allem die Passagen, in denen der Konsens der „normalisierten“ Tschechoslowakei dargestellt wird, in denen die Absichten der medial wirkenden Akteure analysiert und sie mit der Wirkung der breit rezipierten und sehr beliebten Fernsehserien in Bezug gebracht werden, geben eine plausible Antwort auf die Frage, warum das kommunistische Regime in der Tschechoslowakei in seiner „normalisierten“ Phase nach 1968 so stabil war und warum es so lange bestand.

Prag

Michal Pullmann